

Soziale Arbeit

9.2010

Zeitschrift für soziale und
sozialverwandte Gebiete

Gewaltprävention und
interkulturelle Sensibilität

Gruppenpädagogik am Anfang
der Bundesrepublik Deutschland

Von der Tugend der Achtsamkeit

Zeitzeugen Sozialer Arbeit

dzi

Soziale Arbeit

September 2010

59. Jahrgang

Professor Dr. Haci-Halil Uslucan, Dipl.-Psychologe, M.A., ist wissenschaftlicher Direktor des Zentrums für Türkeistudien und Integrationsforschung an der Universität Duisburg-Essen, Altendorfer Straße 3, 45127 Essen, E-Mail: haciustlucan@googlemail.com

Dr. Dr. Claus Bernet, Historiker und Erziehungswissenschaftler, forscht auf den Gebieten Urbanisierung, Reformpädagogik sowie historische Friedenskirchen. Er ist Dozent am Konfessionskundlichen Institut Bensheim und als Berater für die Lebenshilfe e.V., Berlin, tätig. E-Mail: forschung@bernetc.com

Professor Dr. Johannes Vorlauffer ist Philosoph und lehrt Sozialphilosophie, Ethik, Wissenschaftstheorie, Sozialinformatik und Interdisziplinäre Fallanalyse an der Fachhochschule Campus Wien, Diplomstudiengang Sozialarbeit im städtischen Raum, Favoritenstraße 226, 1100 Wien/Österreich, E-Mail: johannes.vorlauffer@fh-campuswien.ac.at

Manuel Neisch ist Heilpädagoge und studiert Soziale Arbeit an der Fachhochschule Potsdam. Am Sportgymnasium Leipzig ist er als pädagogischer Mitarbeiter tätig. Sportgymnasium Leipzig, Marschnerstraße 30, 04109 Leipzig. E-Mail: manuel.neisch@sportgym.smk.sachsen.de

Anna Peters ist Erzieherin und studiert Soziale Arbeit an der Fachhochschule Potsdam. Sie betreut psychisch kranke Eltern und deren Kinder. Privatanschrift: Förstereistraße 34, 01099 Dresden. E-Mail: medusa4you@gmx.de

Nancy Wirth ist Fachkraft für Soziale Arbeit und studiert an der Fachhochschule Potsdam. Sie leitet eine Einrichtung des Kinderschutzbundes BV Halle (S.) e.V., Anhalter Platz 1, 06132 Halle, E-Mail: nancy.wirth@kinderschutzbund-halle.de

Gewaltprävention und interkulturelle Sensibilität 334
Haci-Halil Uslucan, Essen

DZI-Kolumne 335

Gruppenpädagogik am Anfang der Bundesrepublik Deutschland 341
Methodenlehre, Sexualerziehung und pädagogische Arbeit mit Soldaten
Claus Bernet, Berlin

Von der Tugend der Achtsamkeit 347
Versuch einer Annäherung an ein Ethos der Sozialen Arbeit
Johannes Vorlauffer, Wien

Zeitzeugen Sozialer Arbeit 353
Ein Forschungsprojekt mit Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern im Ruhestand
Manuel Neisch, Leipzig; Anna Peters, Dresden; Nancy Wirth, Halle

Rundschau Allgemeines 360
Soziales 360
Gesundheit 362
Jugend und Familie 363
Ausbildung und Beruf 363

Tagungskalender 364

Bibliographie Zeitschriften 365

Verlagsbesprechungen 369

Impressum 372



Eigenverlag
Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen

Gewaltprävention und interkulturelle Sensibilität

Haci-Halil Uslucan

Zusammenfassung

Es ist ein feststehender sozialwissenschaftlicher Topos, Migrationsfolgen entlang eines Defizitdenkens zu führen und dabei insbesondere Kinder und Jugendliche mit Zuwanderungsgeschichte als eine der Devianz und Gewalt ausgesetzte Risikopopulation zu sehen. Der folgende Beitrag versucht, etwas weiter auszuholen und dabei auf folgende drei Kernthemen zu fokussieren: Zunächst werden einleitend einige entwicklungspsychologische Befunde zu aggressivem Verhalten in Kindheit und Jugend skizziert. Daran anschließend werden die spezifischen lebensweltlichen Risiken und Gewaltbelastungen von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund erörtert. Abschließend werden dann einige Präventions- und Interventionsmöglichkeiten aufgezeigt und ihre je spezifische Relevanz für die Zielpopulation diskutiert.

Abstract

It is a constant topos of social science to reflect on the consequences of migration in terms of a deficit-oriented approach and, in doing so, to perceive children and adolescents with a migration history as a particular high-risk group for violence and social deviance. In an attempt to give a more differentiated account, this article focusses on the following three core issues: firstly, it will outline some developmental psychological findings on aggressive behaviour in childhood and adolescence. Subsequently, it will deal with specific living environment related risks and types of violence experienced by children and young people with a migration background. Finally, the author will discuss some possibilities of prevention and intervention and their specific relevance for the target group.

Schlüsselwörter

Migrantenjugendlicher – Kulturkonflikt – Gewalttätigkeit – Entwicklungspsychologie – Intervention

Gefährdete Jugend? Entwicklungspsychologische Dimensionen jugendlichen Gewalthandelns

Die Jugend stellt im Lebenszyklus kulturübergreifend eine besonders gefährdete Phase dar: Sie ist eine Zeit physischer (Pubertät) und psychischer Umbrüche. Generell können Jugendliche den Schutz- und Schonraum von Kindern nicht mehr beanspruchen, haben aber auch noch keine uneingeschränkten

Partizipationsmöglichkeiten an der Lebenswelt Erwachsener. Sie befinden sich in einem Schwellenzustand. Jugendliche stehen häufig in einer entscheidenden Phase ihrer Identitätsbildung. Sie müssen Entwicklungsaufgaben mit altersspezifischen Mitteln bewältigen und können diese erfolgreich oder aber auch misslingend gestalten. In der Jugend wird unter anderem auch die Frage nach der persönlichen und sozialen Identität relevant, also die Frage danach, wer man ist, wer man sein kann, wer man sein will und als wer man von einer relevanten Bezugsgruppe gesehen werden möchte. Auch ist die Jugend als eine Experimentierphase anzusehen: Verschiedene Verhaltensweisen werden im Zuge der Entwicklungsaufgaben ausprobiert und eventuell nach erfolgten Reifungsprozessen wieder eingestellt. Das gilt beispielsweise auch für verschiedene Formen gewalttätiger Auseinandersetzungen.

Was dabei spezifisch Aggression und Gewalt betrifft, so ist anzumerken, dass aggressives Verhalten zu den häufigsten Verhaltensauffälligkeiten zählt: Es tritt bei zwei bis sieben Prozent aller Kinder und Jugendlichen auf (Petermann 2000). Bei einer repräsentativen epidemiologischen Studie (Döpfner u.a. 1998) wurden rund drei Prozent aller Mädchen und rund sechs Prozent aller Jungen von ihren Eltern als ausgesprochen aggressiv eingestuft. Bei einer Befragung beurteilten sich in der Gruppe der elf- bis 18-Jährigen rund sechs Prozent der Mädchen und sieben Prozent der Jungen selbst als aggressiv. Dabei scheinen jedoch hinsichtlich der Ausdrucksformen starke geschlechtsspezifische Ausprägungen vorzuherrschen: Während aggressive Akte bei Jungen eher offen und direkt in Form von physischer Verletzung und Raufereien zum Ausdruck kommen, tendieren Mädchen eher dazu, indirekte aggressive Verhaltensweisen zu zeigen, das heißt, den anderen verbal oder „relational“ zu verletzen. Mit relationaler Verletzung ist das Bemühen gemeint, die Beziehungen einer Person zu einer anderen zu zerrütten oder Gerüchte über diese Person zu verbreiten und ihr so einen Schaden zuzufügen.

Die Unterschiede zwischen Jungen und Mädchen beginnen zwischen dem vierten und dem fünften Lebensjahr und vergrößern sich nach Schuleintritt. Oft geht mit aggressiven Verhaltensweisen auch ein hyperkinetisches Verhalten einher, was häufig zu Sekundärproblemen wie Schul- und Leistungsschwierigkeiten führt. Des Weiteren sind gehäuft Aufmerksamkeitsdefizite, Depressionen und Angststörungen bei aggressiven Kindern vorzufinden, deshalb spricht die Forschung von komorbiden Störungen. Mehrfachbelastete weisen in der Regel

auch eine ungünstigere therapeutische Perspektive auf (Döpfner u.a. 1998, Petermann; Scheithauer 1998). Gerade bei Gewalthandlungen von Kindern, die aus Angst und Unsicherheit heraus begangen werden, wird angenommen, dass diese unter anderem aus geringen Ressourcen an verfügbaren Verhandlungsstrategien resultieren und Gewalt ein Ausdruck dieser Verunsicherung ist.

Wenn dieses Verhalten auf verschiedene Lebensbereiche übertragen wird, also nicht nur in der Schule, der Kindertagesstätte oder im Elternhaus auftritt, wird das gewaltförmige Verhalten insgesamt stabiler und resistenter gegenüber (positiven) Veränderungen. Deshalb sind Interventionsversuche, die Jugendliche in Kontakt zu anderen Jugendlichen mit einer Gewalt begünstigenden Lebens- und Familiengeschichte bringen (so etwa im Jugendgefängnis oder ähnlichen Einrichtungen), psychologisch eher kontraproduktiv, weil diese den betroffenen Jugendlichen kaum die Möglichkeiten geben, andere, also beispielsweise prosoziale Verhaltensweisen zu lernen, sondern eher das bisherige, von Gewalt gekennzeichnete Verhalten verfestigen.

Studien zu devianter Jugendentwicklung betrachten das Alter, ab dem eine kriminelle Tat begangen wird („age of onset of antisocial behavior“), als einen recht zuverlässigen Hinweis für eine spätere kriminelle Belastung für beide Geschlechter (Gove 1985). Was den Höhepunkt der Gewalthandlungen betrifft, so ist die Forschung eher uneinheitlich: Einigen Studien zufolge liegt er im Alter von 17 Jahren, andere beobachten das „Peak“ in der Altersphase von 15 Jahren (Moffitt 1993). Oft werden bei der Entwicklung des aggressiven Verhaltens „Frühstarter“ von „Spätstartern“ unterschieden, wobei das Alter von 14 Jahren als „Marker“ zugrunde gelegt wird (Piquero; Chung 2001). Diese beiden Gruppen zeigen deutliche Unterscheidungen sowohl was die Ätiologie als auch den Verlauf, die Prognose und die Behandlung von Gewalthandlungen betrifft.

Was die familialen Einflüsse auf die Entwicklung und Verfestigung jugendlicher Gewalthandlungen betrifft, so scheinen diese in besonderer Weise mit folgenden Aspekten zusammenzuhängen:

- ▲ einem elterlichen Erziehungsstil, der sich durch geringe emotionale Nähe und Unterstützung sowie durch elterliche Gewalt auszeichnet;
- ▲ einem hohen Ausmaß an elterlichen Konflikten, die in feindselig ausgetragenen Streitepisoden münden;
- ▲ einem wenig kontrollierenden und inkonsistenten Erziehungsverhalten der Eltern.

DZI-Kolumne

Wahrnehmungsproblem

An dieser Stelle ist oft über *Thilo Sarrazin* geschrieben worden. Zwar hat er mit seinem neuen Buch jetzt wieder eine republikweite öffentliche Debatte provoziert, doch – genug ist genug – davon soll hier nicht mehr die Rede sein. Es gibt Wichtigeres:

Die Flutkatastrophe in Pakistan. Tausende sind ums Leben gekommen, Millionen stehen vor dem Nichts, sind von Hunger, Krankheit und Obdachlosigkeit bedroht. Und doch blieb die so oft bewiesene Solidarität der Weltgemeinschaft zunächst weit hinter dem Hilfebedarf zurück. Warum bloß? Diese Frage bewegte gerade in Deutschland tagelang die Medien.

Es gibt viele Gründe: die irritierenden Nachrichten über Islamisten und Terroristen, Korruptionsgefahr, die Frage der Zuverlässigkeit der pakistanischen Regierung. Vor allem aber kam die Flutkatastrophe „auf leisen Sohlen“. Erst nach mehreren Tagen wurde ihre zerstörerische Macht erkennbar, ganz anders als beim Erdbeben in Haiti oder dem Tsunami, die binnen Sekunden Tod und Trümmer hinterließen. So ist es wohl mit der menschlichen Natur: nur die schockartig eintretende Not rüttelt auf, mobilisiert zum Handeln. Das schleichende Verhängnis lullt uns ein. Wir haben ein echtes Wahrnehmungsproblem.

Haben Sie's gemerkt? Schon schließt sich der Kreis und wir sind doch wieder bei *Thilo Sarrazin*. Wer es gut mit ihm meint, sagt: Wir brauchen den Schock der Polemik, damit wir unsere Integrationsmängel angehen. Handlungsbedarf besteht! Diese Erkenntnis sollte zuallererst diejenigen antreiben, die sich jetzt über *Sarrazins* volksverhetzende und rassistische Äußerungen empören, ihrer eigenen politischen Verantwortung aber nicht gerecht geworden sind. Die Bildungsnachteile vieler Migrantenkinder müssen mit dem Einsatz von Geld, Personal und mit klaren Sanktionen gegen ignorante Eltern angegangen werden. Die Erfolge werden sich einstellen – und unsäglichen Erklärungsversuchen wie denen *Sarrazins* den Nährboden entziehen.

Burkhard Wilke
wilke@dzi.de

In einigen Studien wurden darüber hinaus kleinere neurologische Defizite bereits kurz nach der Geburt bei Personen beobachtet, die später eine erhöhte Gewaltbelastung und antisoziales Verhalten aufwiesen. Der Zusammenhang von neurobiologischer Verletzung und antisozialem Verhalten ist relativ stabil und wird oft berichtet (Moffitt 1993). Interindividuelle Unterschiede in der Hirntätigkeit können gewaltrelevante Faktoren wie Temperament und Impulskontrolle (Erregbarkeit), aber auch natürliche kognitive Fähigkeiten wie das Argumentieren beeinflussen. Kinder mit schwierigem Temperament widersetzen sich häufiger und intensiver elterlichen Erziehungsbemühungen und werden von Gleichaltrigen wie auch von Erwachsenen eher abgelehnt. Daher entwickeln sie eher eine feindselige Persönlichkeit und wenden selber „vorsorglich“ Gewalt an. So finden reziproke Interaktionen zwischen Persönlichkeitsmerkmalen (traits) und den Umweltreaktionen statt. Die meisten von ihnen schaffen es nicht, lang andauernde, durch Loyalitäten gekennzeichnete Freundschaften zu unterhalten. Dadurch entgehen ihnen aber auch immer wieder Chancen, konventionelle soziale Fertigkeiten zu erlernen. Im Gegensatz zu den „Spätstartern“, die sich erst im Jugendalter devianten Cliquen anschließen, sind sie eher bereit, auch allein kriminelle Straftaten zu verüben. In anderen Studien wird, mit Blick auf die Differenzierung zwischen lebensspannübergreifender und adoleszenzspezifischer Gewalt, auf niedrige verbale Intelligenz und ungünstige Erziehungsstile hingewiesen, die als familiäre und persönliche Risiken für eine Verfestigung einer Gewaltkarriere fungieren (Roth; Seiffge-Krenke 2005).

Lebensweltliche Risiken und Gewaltbelastungen von Kindern und Jugendlichen mit Migrationshintergrund

Für Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund liegt potenziell ein höheres Risiko vor, da ihre „Störungen“ aufgrund von Zugangsbarrieren zu Experten, sprachlichen Schwierigkeiten und der Bildung ihrer Eltern seltener von diesen und den Professionellen erkannt werden. Dadurch wird eine frühe Intervention versäumt und stattdessen erfahren die aggressiven Akte vielfach eher eine kulturalistische Deutung, das heißt, dass sie dem „heißblütigen Temperament“ von Südländern beziehungsweise ihrem hohem Aktivierungsniveau zugeschrieben, jedoch nicht als eine (behandlungsbedürftige) Störung der Impulskontrolle betrachtet werden.

Festzuhalten ist jedoch, dass nicht einzelne Risiken, kritische Lebensereignisse oder Belastungen junge Menschen zu Gewalt führen, denn diese können

manchmal durch ein unterstützendes soziales Umfeld oder auch durch persönliche Ressourcen sowie durch Resilienzfaktoren kompensiert werden, sondern eher die Kumulierung von Risiken. In der Studie von Roth und Seiffge-Krenke (2005) war beispielsweise ein sprunghafter Anstieg von kindlicher Delinquenz bis zum Alter von 15 Jahren zu beobachten, wenn in der Vorgeschichte mehr als vier familiäre Belastungen vorlagen. Daher ist eine frühe Intervention, also bevor Risiken kumulieren, entscheidend, sowohl bei Familien mit als auch ohne Migrationshintergrund. Als die Gewalt stabilisierend erwies es sich, wenn auch die supportiven, unterstützenden Fähigkeiten der Eltern nur schwach ausgebildet waren oder ganz fehlten, was die Relevanz von Elternkompetenz und Elterntrainings (insbesondere auch für Familien mit Migrationshintergrund) unterstreicht.

Was aber konkret die Gewaltbelastung von Jugendlichen mit Zuwanderungsgeschichte betrifft, so wird diese in der sozialwissenschaftlichen Diskussion kaum einheitlich bewertet. In einigen Studien weisen diese Jugendlichen höhere Belastungen auf (zum Beispiel Pfeiffer und Wetzels 2000), in anderen Studien, wie beispielsweise unserer eigenen, werden entweder gar keine Unterschiede oder nur leicht erhöhte Werte festgestellt, die sich insbesondere bei der höheren Rate der Gewaltakzeptanz und der beobachteten Elterngewalt zeigen (Uslucan u.a. 2005). Darüber hinaus haben wir beispielsweise bei der Frage der physischen Gewaltausübung im Gegensatz zu den Studien von Pfeiffer und Wetzels (2000) keine bedeutsamen Unterschiede zwischen der türkischen und deutschen Stichprobe finden können, wenn die Schultypzugehörigkeit als Kontrollvariable berücksichtigt wird. Auch die Forschungen von Lösel und Bliesener (2003) belegen entgegen öffentlicher Mutmaßungen keine gravierenden Unterschiede zwischen deutschen und ausländischen Jugendlichen in der generellen Prävalenz von aggressivem Verhalten.

Deutliche Unterschiede treten nur dann zutage, wenn man den Bildungshintergrund der Jugendlichen nicht betrachtet. Dies kann eine Erklärung für die in den Statistiken höher ausgewiesene physische Gewaltrate bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund geben. In unseren eigenen Studien zeigte sich, dass Differenzen im Bildungsstatus in Bezug auf Gewalt deutlicher hervortreten als kulturelle beziehungsweise ethnisch bedingte Differenzen. Allerdings ließ sich auch, trotz einer Berücksichtigung des Bildungshintergrundes, eine deutlich höhere Rate an Gewaltakzeptanz beziehungsweise Gewalt

billigenden Ideologien bei türkischen Jugendlichen identifizieren, die mit Männlichkeits- und Ehrvorstellungen einhergehen (*Uslucan* u.a. 2005). Die Funktion gewaltaffiner beziehungsweise Gewalt billigender Einstellungen ist darin zu sehen, dass sie vielfach als Wahrnehmungsfilter dienen, die das eigene Gewalthandeln legitimieren.

Um Stigmatisierungen vorzubeugen, muss jedoch auch unterstrichen werden, dass die überwiegende Mehrzahl der Jugendlichen mit Migrationshintergrund weder mit Gewalt und Devianz noch mit Pathologien auffällig wird. Zugleich ist zu berücksichtigen, dass ein allein auf ethnischen beziehungsweise staatsbürgerlichen Unterschieden basierender Vergleich in der Regel im Sinne einer statistischen Verzerrung zu einer höheren Kriminalitätsbelastung von jugendlichen Migrantinnen und Migranten führt. Diese rekrutieren sich überwiegend aus schlechter gestellten sozialen Schichten, weshalb es hier zu einer Konfundierung, zu einer Überlappung von Ethnie und Schicht kommt (*Tellenbach* 1995). Um beispielsweise die Gewalt deutscher und migrierter Jugendlicher angemessen vergleichen zu können, gilt es, wie oben berichtet, die Migrationsbelastungen, die häufig mit geringeren Bildungschancen für jugendliche Migrantinnen und Migranten einhergehen, mit zu berücksichtigen. Prävalenz und Entwicklung gewalttätigen Verhaltens sind nicht unabhängig vom Bildungshintergrund zu verstehen, wobei der Bildungshintergrund sowohl ein Indikator für kognitive Fähigkeiten und Potenziale sowie für künftige Chancen im Leben ist.

So wurde in der Forschung bereits mehrfach dokumentiert, dass gewalttätige Auseinandersetzungen häufiger in Hauptschulen auftreten und Gymnasien mit diesem Problem deutlich weniger konfrontiert sind (*Babka von Gostomski* 2003). Gleichzeitig ist eine deutlich stärkere Präsenz von jugendlichen Migrantinnen und Migranten in Hauptschulen zu verzeichnen. Für Heranwachsende ist der besuchte Schultyp oft mit erlebter Benachteiligung verbunden und birgt schlechtere Zukunftsperspektiven und Chancen für späteres soziales Prestige, Einkommen, aber auch Selbstverwirklichung. Ferner ist im Auge zu behalten, dass jugendliche Migrantinnen und Migranten im Vergleich zu deutschen Kindern beim Eintritt in die Schule in der Regel schwierigere Voraussetzungen für eine entsprechende schulische und soziale Entwicklung mitbringen. Vielfach haben sie geringere Deutschkenntnisse, die zum Teil auf die eher geringeren Bildungskompetenzen ihrer Eltern und deren Migrationsbelastungen zurückzuführen sind, zum Teil bringen sie aber auch Traumatisierung

gen beziehungsweise traumatische Kriegs- und Gewalterlebnisse aus den Herkunftsländern mit (so etwa aus dem Libanon, Bosnien etc.), die zu einer individuell deutlich höheren Gewalttoleranzschwelle führen. Vielfach fühlen sich jugendliche Migrantinnen und Migranten auf der einen Seite aufgrund ihrer Sozialisation in Deutschland deutlicher mit der Aufnahmegesellschaft verbunden als ihre Eltern, werden aber auf der anderen Seite durch Erfahrungen von Ausgrenzung frustriert (*Merkens* 1997).

Festzuhalten ist also, dass Kinder und Familien mit Migrationshintergrund von den gesellschaftlichen, sozialen und materiellen Risiken und Ambivalenzen der jüngsten Gegenwart noch stärker betroffen sind als einheimische Kinder und Familien. Nicht nur, dass viele Migranten und Migrantinnen die deutsche Gesellschaft nach wie vor als ungeordnet und das soziale Leben als diffus und undurchsichtig erleben (*Uslucan* 2005), sie sind auch von materieller Deprivation und Arbeitslosigkeit deutlich häufiger und stärker betroffen. Auf der psychologischen Ebene ist zudem die Grundanforderung der Wahrung einer Balance zwischen dem Eigenem und dem Fremden für Familien und Kinder mit Migrationshintergrund wesentlich höher als für Einheimische, denn sie stehen einerseits vor der Aufgabe, über die Differenz zum anderen die eigene Identität zu bewahren, sollen sich aber andererseits um Partizipation kümmern und das ursprünglich Fremde übernehmen. Integration nach innen und Öffnung nach außen stellen sich als notwendige, aber teilweise widersprüchliche Anforderungen dar. Diese Belastungen führen zu vermehrtem Stress und hoher Verunsicherung, der insbesondere Kinder und Jugendliche betrifft, denn sie haben in der Adoleszenz neben der allgemeinen Entwicklungsaufgabe eine angemessene Identität und ein kohärentes Selbst zu entwickeln und sich im Unterschied zu ihren deutschen Altersgenossen und -genossinnen auch noch mit der Frage der Zugehörigkeit zu einer Minderheit auseinanderzusetzen und dementsprechend eine „ethnische Identität“ auszubilden.

Aus der Perspektive der Eltern entfällt vielfach die soziale Koedukation beziehungsweise die Gemeinderziehung durch die umgebende Gesellschaft. Dort, wo aber der bestätigende und unterstützende Kontext entfällt, fühlen sich Erzieherpersönlichkeiten eher genötigt, eine gezielte, eigene beziehungsweise an eigenkulturellen Normen und Werten orientierte Erziehung zu praktizieren. So ist die Tendenz zu erkennen, dass beispielsweise türkische Familien in der Aufnahmegesellschaft einen stärker behütenden und kontrollierenden Erziehungsstil als

Gewalt im Elternhaus von deutschen (D) und türkischen Jugendlichen (T)

Angaben in prozentualer Häufigkeit

Item		nie	selten	manchmal	oft, sehr oft
Meine Mutter hat mir eine runtergehauen.	D	87,0	10,6	1,7	0,6
	T	83,6	13,1	2,3	0,9
Mein Vater hat mir eine runtergehauen.	D	81,9	12,1	5,3	0,8
	T	84,2	7,9	6,4	1,5
Ich habe gesehen, wie ein Elternteil den anderen mit der Hand geschlagen hat.	D	84,8	7,6	5,5	2,1
	T	78,4	10,2	7,4	4,0

Familien in der Türkei entwickeln, weil sie die rasche Akkulturation ihrer Kinder gleichzeitig als eine Entfremdung von ihren herkunftskulturellen Bezügen deuten. Deshalb lässt sich ihr Verhalten auch als eine Reaktion auf eine prinzipiell als gefährdend wahrgenommene Situation verstehen (Nauck; Özel 1986, Nauck 1990). Was beispielsweise die häusliche Gewalt in Migrantenfamilien betrifft, so liegen einige Belege für höhere Raten und höhere Risikolagen in der Partnerschaftsgewalt vor: So hatten beispielsweise Uslucan, Fuhrer und Mayer (2005) in einer Studie mit deutschen und türkischstämmigen Jugendlichen im Alter von 13 bis 16 Jahren gefragt, in welchem Ausmaß sie sowohl Opfer als auch Zeugen elterlicher Gewalt geworden sind. Anhand eines exemplarischen Items werden im Folgenden die deskriptiven Befunde wiedergegeben.

Die Tabelle verdeutlicht zunächst, dass mit über 80 Prozent in beiden Gruppen der eindeutig überwiegende Teil der Jugendlichen weder Opfer mütterlicher noch väterlicher Gewalt geworden ist. Hinsichtlich der mütterlichen Gewalt wird deutlich, dass 10,6 Prozent der deutschen und 13 Prozent der türkischen Jugendlichen selten der Gewalt ihrer Mutter ausgesetzt waren. Fasst man jedoch die Werte zu gelegentlicher und häufigerer Gewaltanwendung zusammen, so berichteten 2,3 Prozent der deutschen und 3,2 Prozent der türkischen Jugendlichen von Viktimisierungen seitens ihrer Mütter. Hinsichtlich der väterlichen Gewalterfahrung berichteten rund 6 Prozent der deutschen und 8 Prozent der türkischen Jugendlichen, des Öfteren der Gewalt ihres Vaters ausgesetzt gewesen zu sein.

Auch in einer großen repräsentativen Studie des Familienministeriums wird deutlich, dass die häusliche Gewalt, insbesondere die partnerschaftliche Gewalt, bei Familien mit Zuwanderungsgeschichte höher ist (Schröttle 2007).

Präventions- und Interventionsmöglichkeiten
Abschließend sollen nun mögliche Formen der Prävention und Intervention betrachtet werden, gleich-

wohl diese Interventionen sicherlich nicht allein für jugendliche Migrantinnen und Migranten, sondern generell für alle Kinder und Jugendlichen in Risikolagen gültig sind. Für die Interventionsforschung gilt als ein zentrales Prinzip, dass frühe Interventionen nur dann erfolgreich sind, wenn sie an die Familie beziehungsweise an die familialen Werte und die Verwirklichung dieser Werte in Alltagsroutinen anknüpfen, hierbei also auch spezifische kulturelle Einflussfaktoren berücksichtigen. Mit Blick auf Familien mit Zuwanderungsgeschichte heißt das also, dass Interventionsmaßnahmen und Trainingsprogramme an deren alltagsweltliche Überzeugungen anschlussfähig sein müssen, wenn sie eine Realisierung und Effekte bei den betroffenen Kindern und Familien zeitigen sollen (Guralnick 2008).

▲ Präventionsprogramme, die Gewalt im Kindesalter einzudämmen versuchen, scheinen besonders dann wirksam zu sein, wenn sie bei den Eltern beziehungsweise an deren Erziehungskompetenz ansetzen. So konnte beispielsweise bei aggressiv-verhaltensauffälligen vierjährigen Kindergartenkindern (also einer selektiven Gruppe) mittels eines Elterntrainings und durch Einsatz von Familienhelfern und -helferinnen das auffällige Verhalten substantziell gemindert werden. Die Effekte blieben auch nach einem Jahr stabil (Lehmkuhl u.a. 2002). Im Allgemeinen wird bei jüngeren Kindern von einer kindzentrierten Sicht abgeraten und es werden familienzentrierte Maßnahmen favorisiert. Hingegen erweisen sich Elterntrainings allein beispielsweise dann als wenig wirksam, wenn sich Familien mehrfachen Belastungen und Risiken, so etwa Partnerproblemen, psychischen Auffälligkeiten, sozialer Isolation und sozioökonomischer Benachteiligung ausgesetzt sahen, aber auch dann, wenn sie durch Gewaltbelastung beziehungsweise Gewaltausübung der Eltern gekennzeichnet waren, wie dies manchmal auch bei Familien mit Zuwanderungsgeschichte vorkommt. Unter diesen Bedingungen ist nur mit mäßigen Erfolgen zu rechnen. Hier sind therapeutische, gewaltpräventive sowie konkrete Verbesserungen der Lebenslage von Familien zu avisieren.

▲ Interventionsprogramme gegen jugendliche Gewaltbelastungen scheinen eher erfolgreich zu sein, wenn sie früh beginnen (so beispielsweise in der Altersphase von der dritten bis zur fünften Klasse), sich also das problematische Verhalten noch nicht verfestigt hat und wenn sie im Training so durchgeführt werden, dass riskante (beziehungsweise gefährdete) und nicht riskante Jugendliche in einer Gruppe zusammen sind, also nicht nur eine „Behandlung“ von „Gefährdeten“ erfolgt. Ein „Mix“ von „antisozialen“ und „prosozialen“ Jugendlichen scheint eher hilfreich zu sein (Gollwitzer 2007).

▲ Programme, Interventionen und Präventionen, die sich der Jugendentwicklung beziehungsweise der psychischen Stärkung Jugendlicher verpflichtet fühlen, sollten sich an den sogenannten „Five Cs: competence, confidence, connection, character and caring“ orientieren (Lerner u.a. 2005). Diese sind indirekt auch gewalthemmend beziehungsweise antisoziales Verhalten unterdrückend. Es sollten Kompetenzen gestärkt, Vertrauen geschaffen, soziale Verbindungen gestiftet und Netzwerke hergestellt werden. Jugendliche sollten charakterlich gestärkt werden und es sollte ihnen ein Gefühl von Sorge und Kümern sowohl dafür vermittelt werden, dass sich um Jugendliche gekümmert wird, als auch dafür, dass Jugendliche sich um andere kümmern.

▲ Auch sind jene Programme hilfreich, die Selbstkontrolle beziehungsweise Ärgerkontrolle zum Ziel haben. Es geht dabei darum, in der konkreten Situation die eigene Anspannung, den aufkommenden Ärger, den Auslöser sowie die daran anschließenden negativen und den Ärger bekräftigenden Gedanken zu erkennen, gezielter zu urteilen und schließlich diese Gedanken auch zu ändern. Entspannungsübungen, Atemtechniken und Selbstberuhigungen begleiten diesen Prozess. Denkbar ist der Einsatz solcher Projekte bei Jugendlichen, die in häufige Konflikte aufgrund sogenannter „Ehrverletzungen“, persönlicher Beleidigungen etc. verwickelt sind (Uslucan 2008).

▲ Ferner kann auch eine Stärkung des Rechtsbewusstseins, eine Verdeutlichung der Normen und der Folgen von Gewalt für die eigene Lebensplanung von jugendlichen Migrantinnen und Migranten gewaltpräventiv sein. Diese Vermutung wurde in der Studie von Brüß (2004) empirisch geprüft. Er konnte über verschiedene Gruppen hinweg (türkische Migrantinnen und Migranten, Aussiedler, Aussiedlerinnen und deutsche Jugendliche) konsistent zeigen, dass sich das Vertrauen in das Rechtssystem statistisch signifikant reduzierend auf aggressive,

antisoziale Aktivitäten auswirkt. Dieser Effekt war sogar bei den türkischstämmigen Jugendlichen noch deutlicher ausgeprägt als bei den anderen Probanden. Notwendig scheint es, diesbezügliche Projekte verstärkt in Schulen mit einem hohen Anteil an Migrantinnen und Migranten durchzuführen und hierbei die Eltern einzubeziehen, um auf die strafrechtliche Relevanz von Gewaltdelikten hinzuweisen, die sich aus falsch verstandenen Männlichkeits-, Dominanz- und Ehrvorstellungen ableiten. Dabei lernen Jugendliche, welche rechtlichen (und nicht nur gewaltförmigen) Möglichkeiten sie selbst bei der Durchsetzung ihrer legitimen Interessen haben.

▲ Effektive Gewaltprävention basiert auch darauf, dass im alltäglichen Umgang mit Migrantinnen und Migranten rassistische und vorurteilsbelastete Haltungen und diskriminierende Praktiken vermieden werden sowie diesen aktiv entgegengewirkt wird. Wenn in öffentlichen Diskursen um Migration stets die Assoziationen Ehrenmorde, religiöser Fanatismus und Jugendgewalt und damit verbundene Ängste vor „Überfremdung“ dominieren, werden bestimmte Bilder verfestigt und andere Lebensrealitäten erfolgreicher Migrationsgeschichten ausgeblendet. Wenn bestimmte Personengruppen, so etwa jugendliche Migrantinnen und Migranten, stets die Erfahrung machen, dass sie unerwünscht sind, dann kann das kaum zu einer Veränderung der missbilligten Situation beitragen, weil sie ihrerseits als „Ausgestoßene“ keinen zwingenden Grund sehen, sich zu ändern und die Normen jener anzunehmen, die sie ausgrenzen. Eher wird durch Vorurteile das Risiko der Viktimisierung von abgewerteten Gruppen erhöht, wie beispielsweise Brüß (2004) empirisch gezeigt hat: So konnte er nachweisen, dass eine Befürwortung sozialer Dominanz bei deutschen Jugendlichen zu einem Anstieg an aggressiven, antisozialen Aktivitäten führte. Für die Frage der Gewaltprävention bei Migrantinnen und Migranten heißt das natürlich, dass auch Akteure der Mehrheitsgesellschaft einzubeziehen sind. Auch wenn der Einsatz für ein vorurteilsloses und nicht diskriminierendes Miteinander für die unmittelbare Gewaltprävention gering sein mag, so ist er doch als ein öffentliches Signal bedeutsam und in Institutionen für ein Klima von Respekt prägend, in dem auch latenten Rassismen keine Chance gegeben wird.

▲ Aus der Gesundheitsforschung ist gut dokumentiert, dass es in einigen Fällen einfacher ist, ein neues Verhalten zu initiieren als alte Gewohnheiten mittels Trainings oder anderer Maßnahmen abzulegen. Vor diesem Hintergrund ist zu empfehlen, dass Programme für Jugendliche in riskanten Lebenskon-

texten nicht nur explizit auf die Unterdrückung bisheriger unerwünschter Denk- und Handlungsmuster fokussiert werden, sondern auch den Erwerb neuer Kompetenzen und Strategien (so etwa prosozialer, hilfreicher Verhaltensformen) fördern sollten.

▲ Und zuletzt ist zu empfehlen, die Förderung von Sprach- und Kommunikationskompetenzen junger Menschen mit Zuwanderungsgeschichte auch in Gewaltpräventionsprogramme aufzunehmen: So konnte *Jerusalem* bereits 1992 in seiner Untersuchung mit türkischen Jugendlichen feststellen, dass nicht die Aufenthaltsdauer allein, sondern vielmehr die Sprachkompetenz mit einem höheren Akkulturationsniveau einherging (*Jerusalem* 1992). Höhere Sprachkompetenzen reduzierten interethnische Spannungen, ermöglichten eine differenzierte Selbstdarstellung und erleichterten dadurch die soziale Akzeptanz. In entwicklungspsychologischen Studien gilt der Zusammenhang von fehlenden sprachlichen und kommunikativen Kompetenzen mit höherer Gewaltbelastung als gesichert (*Moffitt* 1993). Festgestellt wurde, dass bei persistent Delinquenten verbale Fähigkeiten beeinträchtigt sind: Mangelnde kommunikative Möglichkeiten beziehungsweise ein mangelndes Ausdrucksrepertoire erweisen sich deshalb als Gewalt begünstigend, weil deeskalierende diskursive Fähigkeiten schwächer ausgebildet sind. Deshalb könnte also auch die Förderung kommunikativer Kompetenzen (Sprachkompetenzen) indirekt Gewalt hemmende Wirkungen entfalten, womit die Klammer von Gewaltprävention und Sensibilität für interkulturelle Lebenslagen geschlossen wird.

Literatur

Babka von Gostomski, C.: Einflussfaktoren inter- und intraethnischen Gewalthandelns bei männlichen deutschen, türkischen und Aussiedler-Jugendlichen. In: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 4/2003, S. 399-415

Brüß, J.: Zwischen Gewaltbereitschaft und Systemvertrauen. Eine Analyse zu aggressivem antisozialem Verhalten zwischen deutschen, türkischen und Aussiedler-Jugendlichen. München 2004

Döpfner, M. u.a.: Psychische Auffälligkeiten und psychosoziale Kompetenzen von Kindern und Jugendlichen in den neuen und alten Bundesländern – Ergebnisse einer bundesweit repräsentativen Studie. In: Zeitschrift für Klinische Psychologie 1/1998, S. 9-19

Gollwitzer, M.: Ansätze zur Primär- und Sekundärprävention aggressiven Verhaltens bei Kindern und Jugendlichen. In: Gollwitzer u.a. (Hrsg.): Gewaltprävention bei Kindern und Jugendlichen. Göttingen 2007, S. 141-157

Gove, W.R.: The effect of age and gender on deviant behavior: A biopsychosocial perspective. In: Rossi (Hrsg.): Gender and the Life course. New York 1985, S. 115-144

Guralnick, M.J.: International perspectives on early intervention: A search for common ground. In: Journal of Early Intervention 2/2008, S. 90-101

Jerusalem, M.: Akkulturationsstreß und psychosoziale Befindlichkeit jugendlicher Ausländer. In: Report Psychologie 2/1992, S. 16-25

Lehmkuhl U.; Lehmkuhl G.; Döpfner M.: Gewaltprävention bei Kindern und Jugendlichen. Frühe Verhaltensindikatoren, Verlauf und Interventionsansätze. In: Bundesgesundheitsblatt – Gesundheitsforschung – Gesundheitsschutz 45/2002, S. 984-991

Lerner, R. M. u.a.: Positive Youth Development. A View of the Issues. In: Journal of Early Adolescence 25/2005, S. 10-16

Lösel, F.; Bliesener, Th.: Aggression und Delinquenz unter Jugendlichen. Untersuchungen von kognitiven und sozialen Bedingungen. Neuwied 2003

Merkens, H.: Familiäre Erziehung und Sozialisation türkischer Kinder in Deutschland. In: Merkens, H.; Schmidt, F. (Hrsg.): Sozialisation und Erziehung in ausländischen Familien in Deutschland. Baltmannsweiler 1997, S. 9-100

Moffitt, T.: 'Life-Course Persistent' and 'Adolescent-Limited' Antisocial Behaviour: A Developmental Taxonomy. Psychological Review 100/1993, S. 674-701

Nauck, B.: Eltern-Kind-Beziehungen bei Deutschen, Türken und Migranten. In: Zeitschrift für Bevölkerungswissenschaft 16/1990, S. 87-120

Nauck, B.; Özel, S.: Erziehungsvorstellungen und Sozialisationspraktiken in türkischen Migrantenfamilien. In: Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie VI/1986, S. 285-312

Petermann, F.: Aggression – Einführung in den Themenschwerpunkt. In: Kindheit und Entwicklung 1-2/2000

Pfeiffer, C.; Wetzels, P.: Junge Türken als Täter und Opfer von Gewalt. Kriminologisches Forschungsinstitut Niedersachsen. Forschungsbericht Nr. 81/2000

Petermann, F.; Scheithauer, H.: Aggressives und antisoziales Verhalten im Kinder- und Jugendalter. In: Petermann, F.; Kusch, M.; Niebank, K. (Hrsg.): Entwicklungspsychopathologie. Weinheim 1998, S. 243-295

Piquero, A.R.; Chung, H.L.: On the Relationships between Gender, Early Onset, and the Seriousness of Offending. In: Journal of Criminal Justice 29/2001, S. 189-206

Roth, M.; Seiffge-Krenke, I.: Die Relevanz von familiären Belastungen und aggressivem, antisozialem Verhalten in Kindheit und Jugend für Delinquenz im Erwachsenenalter: Eine Studie an „leichten“ und „schweren“ Jungs in Haftanstalten. In: Seiffge-Krenke, I. (Hrsg.): Aggressionsentwicklung zwischen Normalität und Pathologie. Göttingen 2005, S. 293-315

Schrötte, M.: Gesundheit – Gewalt – Migration. Eine Vergleichende Sekundäranalyse zur gesundheitlichen und Gewalt-situation von Frauen mit und ohne Migrationshintergrund in Deutschland. Berlin 2007

Tellenbach, S.: Zur Kriminalität der türkischen Jugendlichen in der Bundesrepublik Deutschland. In: Zeitschrift für Türkeistudien 2/1995, S. 221-230

Uslucan, H.-H.: Lebensweltliche Verunsicherung türkischer Migranten. In: Psychosozial 28/2005, S. 111-122

Uslucan, H.-H.: Gewalt und Gewaltprävention bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund. In: Bundesministerium des Inneren (Hrsg.): Texte zur Inneren Sicherheit. Schwerpunkt: Gelingensbedingungen und Grundlagen nachhaltiger Gewaltprävention. Berlin 2008, S. 153-176

Uslucan, H.-H.; Fuhrer, U.; Mayer, S.: Erziehung in Zeiten der Verunsicherung. In: Borde, T.; David, M. (Hrsg.): Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund. Frankfurt am Main 2005, S. 65-88

Gruppenpädagogik am Anfang der Bundesrepublik Deutschland

Methodenlehre, Sexualerziehung und pädagogische Arbeit mit Soldaten

Claus Bernet

Zusammenfassung

Magda Kelber leitete zwischen 1949 und 1963 das Haus Schwalbach, eine der wichtigsten Fortbildungsstätten für Soziale Arbeit. Hier soll danach gefragt werden, welche Fortbildung konkret geleistet wurde. Drei Arbeitsfelder der Gruppenpädagogik werden vorgestellt: pädagogische Arbeit mit Soldaten, Sexualaufklärung und Kurse zur Methodenlehre. Dabei werden vor allem die damaligen theoretischen Ansätze und Methoden in Beziehung zur praktischen Arbeit untersucht.

Abstract

From 1949 to 1963, Magda Kelber directed Haus Schwalbach which was one of the leading advanced training schools for Social Work in Germany. This article will examine the concrete forms of training provided in this institution. Three fields of social group work will be presented: educational work with soldiers, sex education and courses on methodology. A particular focus will be placed on the theoretical approaches and methods of the time as related to practical work.

Schlüsselwörter

Gruppenpädagogik – Soldat – Sexualerziehung – Methode – Haus Schwalbach

Einleitung

Das Haus Schwalbach war die wichtigste Einrichtung in Deutschland, die in Gruppenarbeit ausgebildet hat. Ganz selten hat der Forscher das Glück, einen umfangreichen Bestand einer pädagogischen Ausbildungsstätte vor sich zu haben, wie in der Bibliothek des Deutschen Zentralinstituts für soziale Fragen in Berlin-Dahlem (Müller 2006). Man ist gewissermaßen mit einem Ohr direkt an dem damaligen Geschehen dabei, man kann Sitzungsprotokolle, Briefe von Kursteilnehmerinnen und Kursteilnehmern und Gehaltsabrechnungen studieren – Material, das woanders meist herausgefiltert wurde und nie den Weg in die Archive fand. Um mich nicht zu verlieren, will ich drei Arbeitsfelder des Hauses Schwalbach zu Themen vorstellen, die eigentlich immer relevant sind: Es geht um Methodenlehre, es geht um Sexualerziehung und es geht um die pädagogische Arbeit mit Soldaten.

Zur Person Magda Kelber

Zunächst einige Worte zu der Person, die die Kurse, über die ich anschließend berichten werde, möglich machte: *Magda Kelber*. Ich fasse mich kurz, denn inzwischen gibt es zu ihrem Werdegang jüngere Literatur (Bussiek 2001, Bernet 2009, Schrapper 2009), wenn auch gewisse Lücken bleiben. *Magda Kelber*, die Tochter von *Julius Kelber* und *Pauline* (geborene *Ostertag*), erblickte am 7. Juni 1908 im fränkischen Aufseß das Licht der Welt. Sie war das fünfte von sechs Kindern und wuchs in einem lutherischen Pfarrhaus in Nürnberg auf. Nach dem Abitur als Jahrgangsbeste studierte sie in Erlangen, Wien, Königsberg und München. *Kelbers* Weg zur Gruppenpädagogik war kein Selbstläufer: 1932 promovierte sie in München in Volkswirtschaftslehre mit „Die abgeleiteten Einkommen“ und war rein volkswirtschaftlich ausgerichtet, noch ganz ohne sozialpädagogischen Einschlag. Erste Berührung mit Sozialer Arbeit hatte sie während ihrer kurzen Mitarbeit in der „Sozialen Arbeitsgemeinschaft Berlin-Ost“ (Buck 1985, S. 24). Eine Perspektive ergab sich dort für *Kelber* jedoch nicht, und aus ökonomischen Gründen ging sie 1933 nach England, wo sie das Quäkertum intensiv kennenlernte¹. Dank der Hilfe ihrer Kollegin *Antonie Nopitsch* (1901-1975) hatte sie in England ein Stipendium am College Woodbrooke (Birmingham) erhalten. Bis 1936 war sie Deutschlehrerin am „Educational Settlement“ in Seaham Harbour, anschließend gründete sie in Sunderland (Durham) das „International House“, eine Abendschule für Erwachsene (Stuiber 1998, S. 52).

1940 wurde *Kelber* als Angehörige eines feindlichen Staates verhaftet und bis 1941 in Port Erin auf der Isle of Man interniert. Es war Glück im Unglück, dass sie hier die Pädagogin *Minna Specht* (1879-1961) kennenlernte, mit der sie eine lebenslange Freundschaft verband. Nach ihrer Freilassung arbeitete *Kelber* bis Kriegsende wieder als Deutschlehrerin und freischaffende Journalistin in London (Stuiber 1998, S. 52).² 1946 kehrte sie nach Deutschland zurück. 1947 besuchte sie Berlin beziehungsweise das, was davon übrig geblieben war. Nach verschiedenen Hilfseinsätzen in der britischen Besatzungszone kehrte sie kurz nach England zurück und entschloss sich, entgegen ihrer ursprünglichen Absicht und einer verständlichen Reserviertheit Deutschland gegenüber, endgültig zurückzukehren und hier tätig zu werden (ebd., S. 52). Der Grund war eine einmalige Karrierechance: die Leitung einer größeren pädagogischen Einrichtung. Die Vermutung, das Haus Schwalbach sei von *Gisela Konopka* angeregt und tatkräftig gefördert worden (Feidel-Mertz 1986, S. 38), lässt sich aus den Unterlagen zum Haus

Schwalbach nicht bestätigen. Jedenfalls spielte *Konopka* weder in der Anfangszeit noch später eine Rolle. Die Gründung wurde vielmehr von dem Berliner Office of Military Government for Germany von *Howard Oxley* und anderen betrieben.

Von 1949 bis zum 1. Oktober 1963 war *Kelber* die Leiterin des Hauses Schwalbach. Nicht etwa, um sich in Gruppenarbeit weiterzubilden, denn diese kannte *Kelber* bereits, sondern um auch mit amerikanischer Sozialarbeit vor Ort vertraut zu werden, wurde ihr von ihrem neuen Arbeitgeber eine zwei-monatige USA-Studienreise bewilligt. 1958 lief die amerikanische Finanzierung der Einrichtung aus und *Kelber* widmete sich anschließend dem Aufbau eines von ihr mitgegründeten „Nachbarschaftsheim Wiesbaden“. Parallel dazu gab sie weiterhin die erziehungswissenschaftlichen „Schwalbacher Blätter“ heraus und war Mitarbeiterin in einem Verlag für pädagogische Fachliteratur. Während einer schweren Krankheit wurde sie von ihrer Lebenspartnerin *Christa von Schenck* gepflegt und nach ihrem Tod am 7. August 1987 auf dem Nürnberger Johannisfriedhof beigesetzt.

Haus Schwalbach und seine Kurse

Haus Schwalbach sah sich, im Sprachgebrauch der Zeit, der „Volksbildung“ und der „Jugendpflege“ verpflichtet, heute würde man von Erwachsenenpädagogik und Jugendberatung sprechen. Im Gegensatz zu dem in der Fachliteratur weit verbreiteten Glauben, in Haus Schwalbach seien schlichtweg „alle“ Personenkreise seminarisiert worden, gab es von Anfang an Ausnahmen: Arbeit mit dissozialen Jugendlichen und Straffälligen sowie mit psychisch Kranken und Behinderten hat es nicht gegeben. Blickt man auf das Programm von Haus Schwalbach, gewinnt man aber leicht den Eindruck, „alles geht, nichts ist unmöglich“. So tagte dort 1950 die Hessische Gruppe der Weltbewegung der Mütter, es gab eine Konferenz der Weltstaatliga, eine Sing- und Musizierwoche wurde abgehalten, ebenso Seminare zu „Film und Kirche“, zu „Formen und Regeln der Aussprache“, dann trafen sich die Spätheimkehrer und Spätheimkehrerinnen, die christlich-jüdische Gesellschaft und viele andere Gruppen (*HS-Archiv*, D-7320, Arbeitsplan Frühjahr/Sommer 1950).

Ein äußerst interessantes Dokument belegt die Grundsätze der Anfangszeit. Es handelt sich um 27 „Stichworte“, die *Kurt Berger* am 5. Februar 1951 in seinen „Überlegungen über das Bildungsziel von Haus Schwalbach“ programmatisch zusammenfasste (*HS-Archiv*, D-7314). Dass so eine Programmschrift überhaupt existiert, zeugt von der Ernsthaftigkeit

der eigenen Positionsbestimmung in Jahren der Unsicherheit und des Übergangs. *Berger* war Mitarbeiter im Haus Schwalbach und Mitglied im Kuratorium. Er kannte also die Verhältnisse aus nächster Nähe, was in seinem Falle zu Realitätsakzeptanz führte: „Wir müssen die Menschen und die menschlichen Beziehungen so sehen, wie sie heute und hier wirklich sind, bevor wir feststellen, wie sie sein sollten“ (*ebd.*). Es ging darum, die Praxis des Zuhörens, und weniger die des Theoretisierens und Einübens kritischer Skepsis gegenüber der Gruppe, erst einmal vorzustellen und zu erlernen. Die in Haus Schwalbach behandelten Themen wie Probleme der Gemeinschaft, der Gesellschaft und des Gemeinwesens wurden nicht als Fragen einer äußeren Technik beziehungsweise einer Methode oder der theoretischen Unterweisung angesehen. Dann fiel der programmatische Satz: „Ich glaube an keine Volksbildung und Jugendpflege im unverbindlichen Raum der Gruppe.“ Eine Selbsterziehung in der Gruppe, wie sie durch deren idealistische Aufladung als „Gemeinschaft Gleichgesinnter im Gegensatz zum vereinzelt Individuum in der Massengesellschaft“ (*Schrappner* 2009, S. 195) postuliert wurde, gab es in Haus Schwalbach nicht oder nur vereinzelt. Inwieweit sich *Kelber* diese Positionen zu eigen machte, kann nicht entschieden werden. Dennoch waren die „Überlegungen“ ein zentrales Positionspapier, auf das immer wieder Bezug genommen wurde.

Es wundert kaum, dass man *Kelbers* Ansatz der Gesprächsführung (vor)schnell Beliebigkeit vorwarf. Dieser Vorwurf kam freilich nicht von den Zeitgenossen und Zeitgenossinnen, die für ein solches Angebot dankbar waren, sondern spiegelt retrospektive den wissenschaftlichen Wunsch nach Ordnung und Systematisierung der Dinge wider. Eine solche Kritik verkennt, dass es durchaus Räume geben sollte, in denen alles geht und nichts unmöglich ist – im Rahmen der geltenden Gesetze, wohlgemerkt. Einem Projekt wie dem Haus Schwalbach wird man nur gerecht, wenn man sich die gesellschaftlichen Bedingungen der unmittelbaren Nachkriegszeit vor Augen führt: Mangel an kompetenten Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern, Sehnsucht nach Freiheit und zugleich Angst vor ihr, wirtschaftliche und moralische Not. Auch um besser verständlich zu machen, was hierbei *Magda Kelbers* Einrichtung leistete, will ich nun auf drei ganz unterschiedliche Angebote eingehen.

Der „schwer erziehbare Soldat“

Von Beginn an bestand zwischen dem Militär und dem Haus Schwalbach eine enge Verbindung, da

die Gesamtfinanzierung beider Häuser der Einrichtung Haus Schwalbach von der Militärregierung getragen wurde. Welche pädagogischen Wünsche und Zugeständnisse damit verbunden waren, ist größtenteils unbekannt, auch die Frage danach bleibt in der Literatur unerwähnt. Bei der Gründung der Einrichtung 1949 war noch vorgesehen, „to bring about a real and lasting dedication of the German people to peace objectives“ (*Hauptstadt-archiv Wiesbaden*, OMGH 649, 8/32-3/14). Diesbezügliche Seminare fanden jedoch im Haus Schwalbach gar nicht statt, erst nach der Gründung der Bundeswehr, der Wiederbewaffnung und der Einführung des Grundwehrdienstes nach 1955 änderte sich dies schlagartig. Bereits im Dezember 1959 wurde der 54. Bundeswehrlehrgang abgehalten. Seminare wie „Die Bundeswehr und innere Führung“ (1957), „Menschenführung und Gruppenarbeit in der Dienstgruppe der Bundeswehr“ (1958) oder „Der schwer erziehbare Soldat“ (1958) sicherten die Existenz von Haus Schwalbach ganz erheblich.

Umso erstaunlicher ist es, dass in den „Schwalbacher Blättern“ die Soldatenkurse mit keinem Wort erwähnt wurden. Offensichtlich befürchtete man eine kritische Aufnahme in der Öffentlichkeit oder *Kelber* als überzeugte Pazifistin stand diesen Kursen, in denen sie lehrend nie in Erscheinung trat, mit Zurückhaltung gegenüber. Teilnehmer waren keine einfachen Soldaten, sondern mittlere Dienstgrade, meist Feldwebel oder Oberfeldwebel. Diejenigen, die Entscheidungsbefugnis hatten, also Generäle, sucht man in den Kurslisten vergebens. Anwesend waren jedoch stets Vertreter der Unterabteilung „Innere Führung“ des Bundesverteidigungsministeriums. Die Mehrheit der älteren Soldaten hatte ihre Schulung noch in der Wehrmacht erhalten. Es wäre ein interessantes Unterfangen, die Namenslisten der Kursteilnehmer mit den Insassen von Kriegsgefangenenlagern zu vergleichen, um herauszubekommen, wie viele Kursteilnehmer bereits Erfahrungen mit Umerziehung beziehungsweise „Reeducation“ gemacht hatten. Die Teilnehmer waren erstaunlich alt: So waren von den 37 Teilnehmern eines Kurses im Jahr 1959 sechs Teilnehmer zwischen 16 und 25 Jahre und 31 Teilnehmer zwischen 41 und 60 Jahre alt (*HS-Archiv*, D-7320, Auswertungsbogen 2.3.1959).

Die Teilnehmer wie das Lehrpersonal waren alle männlich, eine Besonderheit dieser Kurse. Geleitet wurden sie meist von *Johannes Hirzel* vom Frankfurter Institut für Sozialforschung und von *Gerhard Zahn*, der später im Bereich der dialogischen Konfliktregelung arbeitete. Hinzugezogen wurden Gast-

referenten aus den Medien (Frankfurter Rundschau) und aus der Politik (Landtagsabgeordnete), die die Teilnehmer vor allem über das Lehrgespräch zu erreichen versuchten.

Frühe Demokratisierung

Es galt, diesen Personen an Beispielen aus dem Dritten Reich und dem Kommunismus „Einsichten über den Totalitarismus“ zu vermitteln (*HS-Archiv*, D-7320, Sachlicher Bericht, 1958, S. 2). Gearbeitet wurde mit dem Film „Aufstand der Tiere“, also *Orwells* „Animal Farm“ (1954), der in den späten 1950er-Jahren als neuestes pädagogisches Material galt, und dem Heft „Gruppenselbstarbeit nach ZDv3/1: Einweisung in ihre Methodik“ (Bonn 1957), welches vom Bundesministerium für Verteidigung herausgegeben worden waren. Vermittelt wurde eine Einführung in die Lernpsychologie, die Technik wissenschaftlichen Arbeitens und die „Grundregeln des sauberen Denkens“ (*HS-Archiv*, D-7320, Sachlicher Bericht, 26.5.1959) – was genau darunter zu verstehen war, entzieht sich meiner Kenntnis, möglicherweise handelte es sich um Grundregeln der Logik. Das Ziel war es, ein „geistiges Rüstzeug“ zur „zeitgemäßen Menschenführung“ zu liefern sowie das „Erkennen und [die] Abwehr geistiger Infiltration und dialektischer Spitzfindigkeiten“ zu ermöglichen (*HS-Archiv*, D-7321, Bericht Bundeswehrlehrgang 20.-24.10.1958). Es wurde also pädagogische Infiltration zur Abwehr geistiger Infiltration betrieben, mit der Gegenüberstellung von Diktatur (schlecht) und Demokratie (gut). Diesem Ansatz kann man zwar eine gewisse Naivität unterstellen, indem man suggeriert, demokratisierte Umgangs- und Kommunikationsformen in Gruppen würden bereits demokratische Bildungsinhalte vermitteln (*Schrappner* 2009, S. 201). Man muss aber erkennen, dass das Haus Schwalbach zumindest den Versuch einer Demokratisierung unternahm und ohne ein gewisses Übermaß an Begeisterung hätten sich diese Versuche nicht durchführen lassen. Hätte es diese Veranstaltungen für Soldaten nicht gegeben, wären sie von keiner anderen Stelle durchgeführt worden.

Ob diese Kurse dazu dienten, kritisch Retrospektive zu halten, oder ob sie auf effektive Menschenführung reduziert wurden, lässt sich kaum beurteilen, da die Teilkenntnis der Lehrmaterialien wenig über den tatsächlichen Ablauf der Veranstaltungen aussagt. Zu gerne wüsste man heute, was in Diskussionsübungen zur „Behandlung des schwer erziehbaren Soldaten“ von den Dozenten gelehrt und den Teilnehmern gesagt worden ist, jedoch wurden auch im Haus Schwalbach Evaluationsbögen vor dem „Sputnikschock“ noch nicht benutzt.



„Gruppenselbstarbeit“ (Bonn 1957), ein Heft der Abteilung Innere Führung der neu gegründeten Bundeswehr, mit dem auch im Haus Schwalbach gearbeitet wurde.

Sexualerziehungskurse

Sexualpädagogische Tagungen fanden im Haus Schwalbach von 1948 bis Anfang der 1950er-Jahre statt. Ihrer Zeit voraus waren die dort gezeigten Filme über „biologische Aufklärung“, „Human Growth“ oder „Die Entstehung des menschlichen Lebens“, knapp zwanzig Jahre vor *Oswald Kolles* (geboren 1928) „Das Wunder der Liebe“ (1968). Freilich, durchgehend wurde noch zwischen „normaler“ und „abnormaler“ Sexualität unterschieden, obwohl aus den Unterlagen nur unzureichend hervorgeht, was unter Letzterer genau verstanden wurde (anscheinend Narzissmus, Homosexualität). Auch weil die Teilnehmer und Teilnehmerinnen meist kirchlichen Gruppen angehörten, war eheliche Heterosexualität das Maß aller Dinge. Hier half es auch nicht, dass *Kelber* als Leiterin von Haus Schwalbach dieses Ideal selbst weder vorleben konnte noch wollte. Wie viele Sozialpädagoginnen ihrer Generation lebte sie in einer offenen Zweierbeziehung – aber mit einer Frau, ihrer Freundin *Christa von Schenck*, die *Kelber* bis zu ihrem Tod 1987 zur Seite stand. *Kelber* war weder an der Durchführung dieser Kurse beteiligt noch taucht ihr Name in den Kursprotokollen auf. 1951 kam es zu einer öffentlichen „Empfehlung“ des Hauses Schwalbach für eine stärkere finanzielle Förderung der Sexualaufklärung, die unter anderem von der späteren Pädagogikprofessorin *Ilse Mayer-Kulenkampff* unterzeichnet wurde (HS-Archiv, D-7317, Empfehlung, 15.11.1951). Ein Name, der sonst immer unter solchen Pressemeldungen stand, fehlte diesmal: *Magda Kelber*.

In den Kursen mussten neue Wege beschritten werden, da sich während des Nationalsozialismus die Sexuallehre auf Rassenkunde, Mutterschaft und

Geburtskunde beschränkte. Von daher verwundert es kaum, dass 1951 ein Seminar mit dem Thema „Ursachen der Sexualnot unserer Tage“ abgehalten wurde (HS-Archiv, D-7317, Protokoll Lehrgang „Sexualpädagogische Aufgaben“, 1951). Lehrende in solchen Kursen waren Ärzte und Ärztinnen, Psychologen und Psychologinnen sowie Kriminalbeamte. Teilnehmerinnen und Teilnehmer waren Kindergärtnerinnen, Seelsorger und Seelsorgerinnen, Heim- und Horteiterinnen und -leiter sowie Krankenschwestern und -pfleger. Vielleicht ist es hier einmal angebracht, ein klärendes Wort zu den Elitenvorstellungen jener Jahre einzuschieben: Es ist richtig, dass im Haus Schwalbach „Führungspersonal“, wie es damals hieß, im Zuge des Konzeptes „Leadership Training“ weitergebildet werden sollte. Schon bei den Soldatenkursen haben wir gesehen, dass nicht „einfache“ Zeitsoldaten, sondern die mittleren Ränge angesprochen waren. Zum „Führungspersonal“ wurde bereits gezählt, wer eine mehrjährige Berufserfahrung vorweisen konnte, in einer „verantwortlichen Tätigkeit“ stand (das traf auf alle Angehörigen sozialer Berufe zu) und seinen Beruf in einem Gruppenzusammenhang ausübte. Letzteres war für das Haus Schwalbach besonders wichtig. Hochrangige Entscheidungsträger, also Offiziere, Ministerialbeamte, Professoren und Manager sucht man in den Teilnehmerlisten der Kurse im Haus Schwalbach vergeblich, denn diese betrachteten Weiterbildung als unter ihrer Würde stehend und hatten sie im Hinblick auf ihre Karriere auch tatsächlich nicht mehr nötig. Außerdem mangelte es ihnen zumeist an der Zeit für die oft wöchentlich stattfindenden Veranstaltungen.

Die kleine sexuelle Revolution

Mit den Sexualkursen stieß Haus Schwalbach wirklich in eine Lücke. Denn die Zeit war von Problemen wie engem Wohnraum, wirtschaftlicher Not, Massenarbeitslosigkeit, Geschlechtskrankheiten, den Folgen der Massenvergewaltigungen sowie sexuellen Erfolgen der Soldaten der Siegermächte bei deutschen Frauen und der gleichzeitigen sexuellen Krise des unterlegenen deutschen Mannes geprägt (*Eder* 2008). Zudem war kaum Literatur auf dem Gebiet der Sexualaufklärung verfügbar und bezahlbar. Zwar gab es eine Unzahl medizinischer Dissertationen zu fast jedem Teilgebiet der Sexualität, doch in Fragen der Aufklärung, der Verhütung oder dem Schwangerschaftsabbruch war der oder die Deutsche bis weit in die 1950er-Jahre allein gelassen. Zunächst gab es katholische Publizisten, die dieses Thema in einem eher sexual- und körperfeindlichen Sinne abhandelten, so der Mediziner *Albert Niedermeyer* in „Das menschliche Sexualle-



Anfang 1951 wurde Kelber (2.v.l.) mehrfach in Gesprächssituationen photographiert, um zu demonstrieren, wie man mit Mimik und Gestik einen idealen Gesprächspartner abgibt. Bis auf eine private Jugendaufnahme sind dies die einzigen verfügbaren Photos von Magda Kelber.

ben" (1949), dann die Psychologen *Michael Calmes* mit „Wirksame Hilfe gegen die Geschlechtskrankheiten" (1949) und *Werner Kempers* mit „Die funktionellen Sexualstörungen" (1950). Man beschäftigte sich eher mit der „Abnorm" als mit den Problemen des Alltäglichen und sah Sexualität nicht als soziales, sondern als medizinisches Phänomen.

Übersetzungen wie das „Handbuch über den Sexualunterricht für Lehrer an Volksschulen" oder *Eustace Chessers*, „Glück und Gefahr der Liebe" (1951) waren nicht für die deutsche Nachkriegssituation verfasst worden oder wandten sich, wie „Die Sexualethik des heiligen Thomas von Aquin" (1949) des Theologen *Josef Fuchs*, gleich ganz an ein historisch interessantes Publikum. Was die Menschen wirklich gebraucht hätten, Ratgeber zu den sexualethischen Fragen der Gegenwart, Hilfestellungen zu konkreten Lebensentscheidungen, wurde einfach nicht angeboten. Zwei Versuche, zumindest über Zeitschriften einen Diskurs anzustoßen, schlugen fehl: 1950 ging die „Sexual-Problems: Monats-Fachschrift auf dem Gebiete des Geschlechtslebens" nach nur einem Jahr ein und im gleichen Jahr stellte auch die gerade erst gegründete „Internationale Zeitschrift für Sexualforschung" ihr Erscheinen wieder ein. Erst 1951 setzte mit *Paul Biederichs* und *Leo Dembickis* „Die Sexualität des Mannes", die den Kinsey-Report kritisierte, aber letztlich erst bekannt machte, und mit der Gründung des „Versandhauses Beate Uhse"

im gleichen Jahr eine Liberalisierung und Kommerzialisierung der Sexualität ein, wobei die nackte *Hildegard Knef* in „Die Sünderin" die junge BRD gleich zum Erschüttern brachte.

Insofern waren diese Kurse aus dem Programm des Hauses Schwalbach Teil dessen, was die Wissenschaft als „kleine sexuelle Revolution" um 1950 bezeichnet (*Eder* 2008). Grundlage der Kurse war vor allem die *Freud'sche* Trieblehre, beispielsweise vom Selbsterhaltungs- und Fortpflanzungstrieb und die Forderung nach einer geschlechtlichen Erziehung und Freimachung von „falschen Gefühlstönen" (Fixierung und Regression) – also einengenden, anerzogenen Schamgefühlen. Darüber hinaus wurde neben der biologisch-medizinischen Aufklärung immer auch auf pädagogische Hilfe, auf die Einbettung der Sexualität in Lebenszusammenhänge und soziale Umstände Wert gelegt. Dabei ging es aber nie um die Aufklärung der Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die vorausgesetzt wurde, sondern um die pädagogische Vermittlung an die nächste Generation.

Neue Wege in der sozialpädagogischen Arbeit

Die Vermittlung der Befähigung – neudeutsch Kompetenz – zur Gruppenarbeit stand zweifellos im Zentrum der Arbeit von Haus Schwalbach. Auch in den bisher vorgestellten Kursen wurde dieser Aspekt gelegentlich gestreift, denn alle Kurse für die Bundeswehr und zur Sexuallehre verstanden sich explizit als Gruppendidaktikkurse. Es gab aber auch Kurse, die sich per se und ohne inhaltliche Bindung der Gruppenarbeit widmeten. Es ging darin um Teilnahme an und Reflexion von Gruppenprozessen. Das war das Kernstück des Seminars „Neue Wege in der sozialpädagogischen Arbeit", das im Haus Schwalbach häufig angeboten wurde, vornehmlich von *Magda Kelber*, *Christa von Schenck* und in den Sommerkursen von *Hanna Meissner*. *Meissner* war vor 1933 Hauptfürsorgerin der Stadt Frankfurt am Main gewesen, musste aber als Jüdin während des Nationalsozialismus Deutschland verlassen. Sie lehrte von 1944 bis 1965 als Professorin für Soziologie und Sozialwissenschaft an der Purdue University, Indiana, USA. Ihr Forschungsschwerpunkt lag auf der sozialen Differenzforschung, sie lehrte aber auch Gruppensoziologie und war bestens geeignet, während der vorlesungsfreien Zeit im Haus Schwalbach Kurse anzubieten, zumal sie auch in den USA an der Aus- und Weiterbildung von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern beteiligt war. Ihre Perspektive wurde aber als „amerikanisch" (was auch immer man darunter verstand) beargwöhnt und zumindest gegenüber Außenstehenden wurde explizit darauf verwiesen, dass jeweils ein Koreferent „die-

selben Fragen vom deutschen Standpunkt aus beleuchtet“ (*HS-Archiv*, D-7320, Tagungseinladung, 25.5.1960). Offensichtlich gab es Teilnehmerinnen und Teilnehmer, die US-amerikanischen Lehrenden aus rationalen Gründen oder aus Ressentiment misstrauten.

Kelber, von *Schenck* und *Meissner* übernahmen stets die Teile „casework“ und „social group work“, wobei die tiefenpsychologische Arbeit von externen Referenten übernommen wurde. Die Vermittlung des Lernstoffs sollte jedoch nicht ein Drittel der Zeit überschreiten, der Rest war für praktische Übungen vorgesehen. Zu Beginn der Tagungen bildeten sich Reflexionskomitees (Tagungsausschüsse), die sich aus Leitern, Referenten und Vertretern und Vertreterinnen der Teilnehmenden zusammensetzten und allabendlich die Metaebenen der Kurse behandelten. Die Besprechungen waren Teil des Kursprogramms: „Wir erleben es sehr oft, daß gerade bei diesen Besprechungen die in uns allen schlummernden autoritären Tendenzen am deutlichsten in Erscheinung treten. Im Interesse einer schnellen Lösung greift man zu gerne zu den alten Tricks einer vielleicht ins Patriarchalische verbrämten Machtpolitik“ (*Kelber* 1952, S. 10). Die Betonung des Erlebens war zu einem Zeitpunkt, als noch niemand von Erlebnispädagogik sprach, der zentrale Ansatz von Haus Schwalbach und kann auch durch *Kelbers* Zugehörigkeit zum Quäkertum und dessen Kategorie des „Erlebens“ anstelle des „Lehrens“ erklärt werden. Das Reflexionskomitee war in der Lage, echte Veränderungen der Gruppe anzuweisen, hatte aber auch die Funktion, Kritik aufzunehmen und einzudämmen (*HS-Archiv*, D-7320, Bericht über drei Tagungen 1960), denn die Gruppe sollte aus einer Ansammlung von Individuen zu einem arbeitsfähigen und zielorientierten Team werden. Ein Prozess, der von den einzelnen Teilnehmenden reflektiert und theoretisch umgesetzt werden sollte.

Zum Schluss möchte ich noch einmal *Kelber* zu Wort kommen lassen, die sich 1971 rückblickend und grundsätzlich zum Begriff „Gruppenpädagogik“ im Kontext von Haus Schwalbach äußerte: „Als wir in den fünfziger Jahren begannen, das Wort ‚Gruppenpädagogik‘, an die Stelle des Ausdrucks ‚Gruppenarbeit‘ zu setzen, entsprang dies dem Bedürfnis, das, was wir von amerikanischen Kollegen und aus der dortigen Literatur als ‚social group work‘ kennengelernt hatten, durch eine Bezeichnung zu verdeutlichen, die mehr zum Inhalt haben sollte, als daß man irgendwie mit Gruppen arbeitete. Es sollte damit gesagt werden, daß es sich hier um bewußt pädagogisch ausgerichtete Arbeit in und mit Grup-

pen handelte, die auf bestimmten Grundsätzen beruht und sich bestimmter Arbeitsweisen bedient. Gruppenpädagogik kann, wie ‚Pädagogik‘ überhaupt, verstanden werden als Wissenschaft, als Lehre und als praktisches Tun“ (*Haus Schwalbach* 1971, S. 13).

Bildnachweis

Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen

Anmerkungen

- 1 Die Angabe, Kelber sei als Quäkerin aus Deutschland „geflüchtet“ (Stuiber 1998, S. 52), ist unzutreffend, da Kelber freiwillig auswanderte und erst nach 1933 in England den Quäkern beitrug.
- 2 Siehe auch Institut für Zeitgeschichte, München, ED Bd. 120.

Literatur

- Bernet**, Claus: Elisabeth Rotten, Hertha Kraus und Magda Kelber: Angloamerikanische Ansätze in der intervenierenden Pädagogik 1933-1949. In: Feustel, Adriane; Hansen-Schaberg, Inge; Knapp, Gabriele (Hrsg.): Die Vertreibung des Sozialen. München 2009, S. 93-114
- Buck**, Gerhard: Friedrich Siegmund-Schultze als Sozialpädagoge und Sozialpolitiker. In: Rundbrief des Verbandes für sozial-kulturelle Arbeit in Deutschland e.V. 2/1985, S. 17-32
- Bussiek**, Beate: Zwischen zwei Kulturen: Ein Portrait der Grenzgängerin Magda Kelber. In: Ritchie, James M. (Hrsg.): German-speaking exiles in Great Britain. Amsterdam 2001, S. 163-175
- Eder**, Franz X.: Auf die ‚gesunde Sinnlichkeit‘ der Nationalsozialisten folgte der Einfluss der Amerikaner: Sexualität und Medien vom Nationalsozialismus bis zur Sexuellen Revolution. In: Zeitenblicke 7/2008, http://www.zeitenblicke.de/2008/3/eder/index_html (Abruf am 21.6.2010)
- Feidel-Mertz**, Hildegard: Exil und Rückkehr. In: Sozial extra 10/1986, S. 34-38
- Haus Schwalbach** (Hrsg.): Auswahl drei. Wiesbaden 1971
- Hauptstadtarchiv Wiesbaden**: HHStAW 650 A Nr. 7396
- HS-Archiv** (Archiv des Hauses Schwalbach im Deutschen Zentralinstitut für Soziale Fragen)
- Kelber**, Magda: Schwalbacher Methoden. In: Schwalbacher Blätter 3/1952, S. 8-14
- Müller**, C. Wolfgang: Vom Weiterleben der Methoden der Sozialen Arbeit. Gruppenpädagogik und Haus Schwalbach. In: Soziale Arbeit 4/2006, S. 122-126
- Schrapp**, Christian: Die Gruppe als Mittel zur Erziehung – Gruppenpädagogik. In: Edding, Cornelia; Schattenhofer, Karl (Hrsg.): Handbuch Alles über Gruppen: Theorie, Anwendung, Praxis. Weinheim 2009, S. 186-208
- Stuiber**, Irene: Die Initiatoren und Initiatorinnen von ‚German Educational Reconstruction‘. In: Exil 1/1998, S. 48-60

Von der Tugend der Achtsamkeit

Versuch einer Annäherung an ein Ethos der Sozialen Arbeit

Johannes Vorlauffer

Zusammenfassung

Der Begriff der Achtsamkeit existiert in unterschiedlichen helfenden Berufen und wird etwa auch im Ethikcodex der Sozialen Arbeit verwendet. In diesem Beitrag soll versucht werden, Achtsamkeit von ihrer normativen und instrumentell-technischen Vorstellung an jene ursprüngliche Haltung zurückzubinden, in der sie sich als Humanität ermöglichen-des Grundgeschehen zeigt.

Abstract

The notion of mindfulness can be found in various helping professions and is also used in the ethical codex of social work. This article attempts to draw a connection between its normative, instrumental-technical interpretation and its original attitude which manifests itself in providing the preconditions required for humanity.

Schlüsselwörter

Philosophie – Ethik – Empathie – Soziale Arbeit – Berufsethos – Bewusstsein – soziale Berufe

Einleitung

Der Begriff der Achtsamkeit, der in seiner weiten Bedeutung eine Haltung menschlicher Offenheit und Gegenwart für Andere bezeichnet, ist in der Praxis helfender und therapeutischer Berufe – bis hin zu konkreten Anstellungserfordernissen – ebenso präsent wie in unterschiedlichen philosophisch-ethischen Entwürfen und in manchen Religionen. Die zahlreiche Literatur, die sich mit Achtsamkeit in den letzten Jahren auseinandersetzt, spiegelt ein offensichtlich gesellschaftlich Notwendiges, ein Desiderat im Kontext eines überbordenden Ökonomismus. Dabei kann nicht vorausgesetzt werden, dass der Begriff in unterschiedlichen Reflexionsfeldern dieselbe Bedeutung hat.

Im Kontext helfender Berufe wird Achtsamkeit gegenwärtig vor allem unter dem Titel einer Care-Ethik diskutiert. *Elisabeth Conrads* fast schon zum Klassiker gewordenen Buch aus dem Jahr 2001 „Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit“ steht in einer begrifflichen Tradition, innerhalb derer sie sich in spezifischer Weise verortet, und sie wurde bisher in sozialen Berufen unterschiedlich rezipiert: Im Bereich der Pflegewissenschaften etwa hat ihr ethischer Ansatz deutlich stärker Eingang

gefunden als in der klassischen Sozialen Arbeit. Doch auch hier wird, wie *Ruth Großmaß* in ihrer Abhandlung „Die Bedeutung der Care-Ethik für die Soziale Arbeit“ (2006) nachweist, die Aktualität dieses Denkens zunehmend erkannt. Wie unter anderem die Literaturstudie von *Helen Kohlen* und *Christel Kumbruck* (2008) belegt, wird in der sozialwissenschaftlichen Literatur zu Achtsamkeit und Care-Ethik zwar mit großem Aufwand „über“ Achtsamkeit geschrieben und ihre positive Bedeutung in den unterschiedlichen Dimensionen des Sozialen hervorgehoben, doch die Frage nach dem, was Achtsamkeit selbst ist, wie sie ursprünglich erfahren und verstanden werden könnte, wird in eigentümlicher Weise beinahe übersprungen, zumeist zwar „umschrieben“, aber nicht entfaltet.

Im vorliegenden kleinen Beitrag geht es nun darum, sich Achtsamkeit als einer Grunderfahrung und einem Grundbegriff zuzuwenden, der sich auf den „Grund“ menschlichen Daseins und Verhaltens bezieht und in diesem Sinn möglicherweise ein Ethos konstituiert. Methodisch soll hier ein „Schritt zurück“ hinter Reflexionen über Nützlichkeit und unterschiedliche Vorstellungen der Anwendung einer Technik der Achtsamkeit getan werden. Damit soll nicht gesagt werden, dass solche Praxisreflexionen nicht ihre Notwendigkeit hätten, doch Reflexionen „über“ Begriffe können auch verbergen, welche Erfahrungsdimensionen den verwendeten Begriffen als deren Ermöglichung zugrunde liegen.

Vom Nutzen der Achtsamkeit

Im Grundsatzdokument „Ethics in Social Work. Statement of Principles“ der International Federation of Social Workers (IFSW) und der International Association of Schools of Social Work (IASSW) gibt es Formulierungen zum Selbstverständnis von Sozialarbeit, die nicht nur sprachlich brillant, sondern auch von einem utopischen Überschuss getragen sind, der Soziale Arbeit weit über die Enge gegenwärtiger Praxis – aber auch gegenwärtiger Theorie – zu tragen imstande sein könnte. Dort heißt es unter anderem: „Social workers should act in relation to the people using their services with compassion, empathy and care“ (IFSW 2004, S. 6). Ist diese Aufforderung aber nicht aus und in sich selbst so verständlich, dass man sich eine Reflexion ersparen könnte? Unterstellt sei, dass in der Praxis der Sozialen Arbeit Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter ihren Klientinnen und Klienten achtsam und deren personale Würde achtend begegnen. Könnte es dennoch sein, dass die Theorien Sozialer Arbeit diese praktizierte Achtsamkeit nicht angemessen wahrnehmen oder reflektieren? Die übliche deut-

sche Übersetzung gibt einen Hinweis darauf, dass die Tiefendimension von Achtsamkeit vielleicht noch nicht explizit bedacht worden sein könnte. Wenn nämlich die Übersetzung lautet: „Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter sollen die Menschen, welche ihre Dienste nutzen, mit Mitgefühl, Einfühlungsvermögen und Achtsamkeit behandeln [sic!]“ (ebd.), so hat sich mit dem Verbum „behandeln“ wohl unbeabsichtigt und wider die eigenste Intention die gegenwärtig vorherrschende Verdinglichungstendenz der Menschen in das Selbstverständnis der Sozialen Arbeit eingeschlichen. Menschen mit „Achtsamkeit“ zu „behandeln“ wäre eine in sich widersprüchliche Praxis, die Unauffälligkeit ihrer sprachlichen Formulierung ist nur zu verstehen, weil es normal (geworden) ist, Menschen zu „behandeln“, sie analog den Dingen als zu- und vorhanden zu begreifen und ihnen entsprechend verdinglichend zu begegnen, das heißt aber, sie nicht als Personen achtend wahrzunehmen. Eine Reflexion auf Achtsamkeit stünde also in der Notwendigkeit, ihre Terminologie selbst in ihren Achtsamkeitsanspruch mit einzubinden.

Epochale Verdinglichung als Horizont menschlichen Selbstverständnisses

Dass Verdinglichung sich auch dort gegen das Humanum einnistet, wo man es nicht erwarten würde, ist allerdings nicht verwunderlich, durchzieht der Verdinglichungsprozess doch unser Denken und Fühlen schon seit geraumer Zeit, zumindest seit Beginn der Neuzeit. Vielleicht wurde Verdinglichung und Vergegenständlichung aber auch schon mit dem Beginn des rechnend-instrumentellen Denkens überhaupt ein leitender Zugang zu dem, was „ist“. Subjektivität und Objektivität, Kategorien, die schon semantisch eine herrschaftliche Beziehung andeuten, scheinen im normalen epochalen Bewusstsein fest verankert zu sein. In dieser Begrifflichkeit, die festlegt, wer sich was „entgegen-“ beziehungsweise „unter“ wirft, manifestiert sich die spezifische Weise gegenwärtiger Welterfahrung. Welterfahrung impliziert aber auch immer schon die Erfahrung der Mitwelt, das heißt der Anderen.

Ein Blick in die Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte zeigt, dass die Beziehung des „Ich“ zu seiner Welt im Horizont eines rechnend-nutzenorientierten Bewusstseins eröffnet ist, in dem ein „das Ich“ zwar immer schon einem „das Du“ begegnet, diese Begegnung aber vorgestellt und gelebt wird als ein Aufeinandertreffen von „Ichen“. *Hegels* Analyse einer Dialektik von Herrschaft und Knechtschaft oder *Sartres* Analyse des Blicks bringen auf den Begriff, dass dieses Verhältnis – welches auch immer schon ein Selbst-Verhältnis ist, also ein Spie-

gel unseres Selbst-Seins – latent ein Kampfgeschehen ist und das Subjekt sich in Widerständigkeit gegen den Anderen aufspreizen muss, um durch die Widerständigkeit des dialektischen Geschehens zu einer bürgerlichen Selbst-Ständigkeit zu gelangen. Dieses widerständige Sich-Öffnen für den Anderen ist daher immer auch ein Sich-Verschließen, um nicht als Mittel aufgebraucht und verbraucht zu werden. Denn das „Brauchen“, das diese Beziehung konstituiert, ist eines, das dem Willen des Anderen ausgeliefert ist.

Achtsamkeit zwischen Nützlichkeitskalkül und ursprünglicher Erfahrung

Im Horizont dieses angedeuteten epochalen Grundverständnisses wird auch Achtsamkeit auf ihren Nutzen – vielfach wertschätzend – abgeschätzt und zeigt sich innerhalb dieses Horizonts in einer spezifischen Weise. In ihrem Buch „Take Care“ versteht *Elisabeth Conradi* Care als „eine Praxis der Achtsamkeit und Bezogenheit, die Selbstsorge und kleine Gesten der Aufmerksamkeit ebenso umfaßt wie pflegende und versorgende menschliche Interaktionen sowie kollektive Aktivitäten“ (Conradi 2001, S. 13). Um diese Praxis eines sorgenden Umgangs mit Klientinnen und Klienten auf ethischer Ebene begrifflich adäquat einholen zu können, meint die Autorin, an *Kants* deontologischer Ethik Kritik üben zu müssen, und glaubt, im Begriff der Achtsamkeit eine Alternative zum pflichtenethischen Achtungsbegriff zu finden: „Achtsamkeit ist nicht schon implizit mit Autonomie, Reziprozität und Gleichheit verknüpft und wird nicht – wie Achtung – als ein intentional-individuelles Geschehen verstanden. ‚Achtsamkeit‘ formuliert den Grundgedanken, daß Menschen füreinander außerordentlich bedeutsam sind. Zugleich aber geht der Begriff Achtsamkeit über die herkömmliche Auffassung von Achtung hinaus, der zufolge ebenbürtige und unabhängige Menschen sich auf dem Wege der Gegenseitigkeit respektieren [sollen]“ (ebd., S. 238).

Auch wenn *Conradi* Achtsamkeit nicht ausschließlich als intentional-individuelles, sondern auch als intentional-duales Geschehen versteht, bleibt ihre Deutung im Horizont des subjekt-objekt-dualistischen Vorverständnisses und somit im Deutungshorizont von Aktionen, Reaktionen und Interaktionen, sie teilt also mit dem von ihr so heftig kritisierten Kant dessen ethische Prämissen. Trotz dieses Vorverständnisses zeigt sich in *Conradis* Achtsamkeitsreflexion noch wesentlich Anderes, allerdings in einer nicht explizit thematisierten und begrifflich entfalteten Weise: „Achtsamkeit ist etwas, das zwischen den Beteiligten geschieht und sich entfaltet:

Achtsamkeit entsteht in Care-Interaktionen. In meinem Verständnis einer Care-Ethik wird Achtsamkeit zugleich als Vorgabe und Geschenk verstanden“ (Conradi 2001).

In diesen Formulierungen wird Achtsamkeit als etwas aufgefasst, was jenseits intentional-willentlicher Akte liegt: Vorgabe und Geschenk weisen auf einen tiefen Grund von Achtsamkeit, darauf, dass sie nicht einfach zu bewerkstelligen ist. In der Praxis achtsamen Handelns zeigt sich Achtsamkeit als etwas, was dieses Handeln fundiert. Dieses, was achtsames Handeln ermöglicht, ist also offenbar etwas, was kein intentional Fassbares ist, das heißt es ist ungegenständlich gegeben, aber in allem achtsamen Handeln „mitgegeben“. In der Sprache der Philosophie formuliert: Achtsamkeit ist die apriorische Möglichkeitsbedingung achtsamen Handelns, ein Zu-Grunde-Liegendes: Etwas, „das zwischen den Beteiligten geschieht und sich entfaltet“, wie Conradi formuliert. Damit ist Achtsamkeit als etwas verstanden, was nur prozessual gegeben ist, eine Möglichkeit, aus dem menschliches Dasein schöpft und die man deshalb auch nicht in der Kategorie des Habens fassen kann. Nur im achtsamen Handeln offenbart sich das Wesen der Achtsamkeit, so können wir zusammenfassend interpretieren, doch dieses „Wesen“ ist nicht mehr zureichend aus einer Handlungstheorie zu begreifen.

Im Unterschied zu Conradi grenzt sich die Philosophin und Gesundheitswissenschaftlerin Anne Lützenkirchen in ihrem Verständnis von Achtsamkeit nicht von der östlichen Philosophie ab, sondern begreift sie gerade als „eine besondere innere Haltung, die in der buddhistischen Philosophie gelehrt wird“ (Lützenkirchen 2004, S. 35), sich ihrer Meinung nach aber auch in der Philosophie Husserls als Methode der Phänomenologie findet. Im Kontext die-

ses weiter gefassten Verstehenshorizontes fragt Lützenkirchen nach „Bedeutung und Nutzen von Achtsamkeit in der Sozialen Arbeit“ und stellt fest, dass diese in einen Zustand erhöhter Wachheit und Präsenz versetzt und deshalb allgemein als ein „Instrument der Psychohygiene“ (ebd.) gewinnbringend eingesetzt werden kann.

Für sie ist Achtsamkeit nicht nur im Rahmen von Care relevant, sondern kann Sozialarbeit grundlegend fundieren. Aufgrund der Parallelen und Überschneidungen mit dem personenzentrierten Beratungsansatz nach Carl Rogers sieht Lützenkirchen primär in Beratungsprozessen die besondere Bedeutung von Achtsamkeit für die Soziale Arbeit. Wie etwa das umfangreiche Handbuch von Heidenreich und Michalak (2006) belegt, befindet sich die Autorin mit ihrer positiven Bewertung in Übereinstimmung mit unterschiedlichen therapeutisch orientierten Professionen. Die besondere Relevanz der Achtsamkeitspraxis in Richtung einer klinischen Sozialarbeit etwa belegt in diesem Handbuch der ausgezeichnete, empirisch fundierte Beitrag von Nils Altnier über „Achtsamkeitspraxis als Weg zu einer integralen Salutogenese“ (2006).

So wohlwollend und im Detail begründend Lützenkirchen die Achtsamkeit in ihrer Nützlichkeit für die Soziale Arbeit bewertet, so bilden der Bewertungshorizont und das Nützlichkeitskalkül dennoch jene Eingrenzung, innerhalb derer Achtsamkeit als eine Form des Bewusstseins sichtbar wird, die durch Technik im weitesten Sinne geprägt ist. Lapidar heißt es aber bei ihr am Rande, diesen technischen Interpretationsrahmen sprengend: „Zwar handelt es sich bei der Achtsamkeit um eine Bewusstheitstechnik, es sei aber betont, dass hinter jeder Technik und Methode der Achtsamkeit eine Haltung, Einstellung und Bereitschaft besteht, in jedem Augenblick

Über 30 Jahre dokumentierte Fachdiskussion

Über 30 Jahre Sozialwissenschaftliche Literaturdokumentation

- ▶ Onlinezugang in über 200 Hoch- und Fachhochschulbibliotheken
- ▶ Individuelle Beratung und Recherche mit Dokumentenlieferung

DZI SoLit

Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen/DZI

www.dzi.de

Einsicht in sich selbst und die eigene Welt zu erlangen" (Lützenkirchen 2004, S. 28). Dies, was jene Bewusstheits-Technik entscheidend bestimmt, das heißt grundlegt, jene „Haltung“, die man daher Grund-Haltung nennen könnte, ist aber das, was Achtsamkeit in ihrem Wesen überhaupt ausmacht. Nach dieser soll genauer gefragt werden.

Jenseits instrumenteller Rationalität: Eine Rückfrage in den Grund von Achtsamkeit

Achtsamkeit kann aus dem Vorverständnis eines willentlichen Verhaltens verstanden werden, aus dem Vorverständnis eines „Ich“, das sich in einer bestimmten, achtsamen Weise auf etwas oder jemanden bezieht, aus Vorstellungen unserer intentionalen Beziehungen. So sehr eine Ethik der Achtsamkeit, die auf einem Wollen, auf Idealen und normativen Vorstellungen beruht, ihren wichtigen Ort in der Praxis menschlicher Begegnung und professionellen Handelns haben mag, ist eine Rückfrage nach dem Grund von Achtsamkeit von entscheidender Relevanz: Ist Achtsamkeit letztlich ein weiteres – vielleicht sogar repressives – Ideal oder eine emanzipatorische, frei gebende Möglichkeit? Gerade dann, wenn Achtsamkeit in einem ethischen Kontext bedacht wird, ist daher die einfache Rückfrage entscheidend: Wie gibt sie sich von sich her zu verstehen? Wie zeigt sich hier Achtsamkeit in ursprünglich-unverstellter, in spezifisch menschlicher Weise? Dies Unterfangen kann als Versuch einer phänomenologischen Deutung der Achtsamkeit aus der Erfahrung menschlichen Da-Seins bezeichnet werden.

Achtsamkeit als Grund-Wort und Grund-Haltung

Achtsamkeit ist seit alters her ein Grundwort in der östlichen Philosophie beziehungsweise östlichen Denkens. Dort, wo sie im Zentrum des Denkens und Handelns steht, etwa in Formen des Zen-Buddhismus oder der Theravada-Buddhismus spezifischen Vipassana-Meditation, entspringt sie primär keiner Konzentration im Sinne einer Stärke des Willens als einer Form von Selbstbehauptung, sondern einer Übung und Erfahrung der Sammlung, die als Meditation bezeichnet werden kann. Die Praxis der Zen-Meditation ebenso wie deren Reflexion in den überkommenen Zen-Geschichten oder den Koans, den Denkaufgaben der Zen-Meister¹, spiegelt diese Grundhaltung wider. In ihnen wird die Zusammengehörigkeit von Meditation und achtsamer Praxis zur Sprache gebracht.

Buddhistische Meditationsübungen, ob Zen oder Vipassana, lassen in unterschiedlichen Formen die Vorgestelltheit eines Ich los und erschließen eine

Leere, die sich dem Meditierenden als Fülle zeigt. Die Erfahrung dieser Leere, in gewisser Weise die eines Nichts, ist vorbegrifflich und so ist auch die darin liegende achtsame Erfahrung des Anderen. *Mahathera Henepola Gunaratana*, einer der großen Lehrer der Vipassana-Meditation, knüpft in seiner Beschreibung der Achtsamkeitserfahrung an die Bewusstseinstermiologie an: „Achtsamkeit ist nicht-begriffliche Bewusstheit. [...] Achtsamkeit ist Bewusstheit der Gegenwart. [...] Achtsamkeit ist Wachsamkeit, die nicht ichbezogen ist. Sie tritt auf ohne Bezug zum Selbst“ (*Gunaratana* 1996, S.152).

Ist Achtsamkeit in dieser Tradition zwar mit Bewusstheit und Konzentration auf etwas (meist den eigenen Atem) verbunden, so wird in der „Ichlosigkeit“ dieser Erfahrungsweise dennoch deutlich, dass der europäische Subjektivitätsbegriff nicht geeignet ist, die hier geübte „Selbstlosigkeit“ zu fassen: Wachsamkeit als radikale, an die Wurzel unseres Selbst-Seins reichende Weltoffenheit ist eine Offenheit ohne „Ichzentren“. Eine Präsenz, in der Objektivität ebenso schwindet wie Subjektivität: „Wenn Sie sich irgendeiner Sache erstmals bewusst werden, gibt es einen flüchtigen Moment reiner Bewusstheit, gerade bevor Sie beginnen das Ding begrifflich zu fassen, bevor Sie es identifizieren. Das ist das Stadium der Achtsamkeit. Gewöhnlich ist dieses Stadium sehr kurz. Es ist dieser blitzartige Bruchteil einer Sekunde, wenn Sie Ihre Augen gerade auf den Gegenstand richten, wenn Sie Ihren Geist gerade auf das Ding konzentrieren, genau bevor Sie es zum Objekt machen, es geistig festhalten und vom Rest der Existenz absondern. [...] In diesem kurzen, blitzartigen geistigen Moment erfahren Sie ein Ding als ein Nicht-Ding“ (*ebd.*, S.149 f.)

Leere und Offenheit als Grund der Grundhaltung von Achtsamkeit

Leere unseres Selbst und Nicht-Dinglichkeit der Dinge sind Erfahrungsweisen, die befremden, obwohl sie auch in der europäischen Geschichte des Denkens bedacht wurden.² In diese Erfahrungsweise können sich Menschen allerdings zurückrufen lassen, wenn sie sich aus der alltäglichen Zerstreuung dem Gegenwärtigen öffnen, das heißt das Da ihres Da-Seins übernehmen. Was es heißt, ein Ding als ein Nicht-Ding zu erfahren und gerade so achtsam zu sein, mag vielleicht verdeutlicht werden, wenn wir auf das achten, was sich uns etwa als Hörende zeigt: Sind wir „ganz Ohr“ – also „ichlos“ hörend –, so hören wir nicht einfach das, wovon der Andere spricht, wir hören nicht nur ein abstraktes Etwas, sondern auch jemanden, und sind leibhaftig präsent so, dass dem Gesagten hörend Raum gegeben und

dem Anderen Zukunft eingeräumt wird. Wo wir im Gespräch ganz bei der Sache sind, haben wir diese nicht kategorisiert, sondern sind in eigentümlicher Weise in der Welt des Anderen. Achtsamkeit im professionellen und diagnostischen Hören wäre dort gegeben, bevor der Gehörte zum „Fall“ und das Gehörte zum begriffen-definierten „Problem“ wird: Dort, wo das integrale Ganze sich – noch begrifflich unvermittelt – erschließt. Wenn *Gunaratana* dies als „blitzartigen“ Moment bezeichnet, so deshalb, weil jede Begegnung – erst recht eine professionelle – je aus der Unmittelbarkeit des personalen Bezugs in eine vergegenständlichende sich wandelt, das nicht festzuhaltende Augenblickliche aber das ist, was alles andere fundiert.

Diese Weltoffenheit, in der wir sind, kann im Anschluss an die Phänomenologie *Heideggers* in Abgrenzung vom tradierten Subjektbegriffs als Da-Sein (*Heidegger* 1979) benannt werden: Da-Sein ist jene menschliche Grund-Möglichkeit, in der und durch die es uns gegeben ist, das Gegebensein des Anderen für uns überhaupt erst zu vernehmen. Mag diese Möglichkeit durch alltägliche Zwänge und Zerstreutheiten auch verschüttet sein, wir können uns in dem Maß in sie zurückrufen lassen, in dem wir dem Anderen hörend begegnen. Das „Tun“ des Hörens ist ein eigentümliches „Nicht-Tun“, ein Sich-zeigen-Lassen, ein Sich-Öffnen für eine offene Welt. Nur einem menschlichen Wesen, das durch offeständiges Sein in der Welt konstituiert wird, ist eine solch hörende Begegnung überhaupt möglich. In diesem Verständnis von Dasein als In-der-Welt-Sein ist der Grund der Grundhaltung der Achtsamkeit nicht ein Wille, ein Ich, eine Strategie, ein Konzept, eine Idee, sondern Leere, Offenheit.

Durch einander sein oder sich verdankt erfahren

Versuchen wir diesem Verhältnis von Achtsamkeit und Leere unseres Daseins noch näher nachzugehen und es uns denkend anzueignen. Achtsamkeit als konzentrierter Willensentschluss vorgestellt hieße, dass wir uns in unserer Subjektivität verfestigen, diese in ein Gegenüber zu seinem Gegenstand bringen und aus dieser Subjekt-Objekt-Beziehung heraus dem Anderen begegnen. In dieser Konstellation bleiben beide Momente dieser Beziehung festgestellt, die Beziehung selbst versteht sich so, dass zuerst Subjekt und Objekt gegeben sind und dann die Beziehung konstruiert wird. Aus dieser Konstellation heraus kann aber nicht das gedacht werden, was menschliche Beziehung überhaupt erst zu einer solchen werden lässt: ein apriorisches Miteinandersein, das uns in unserer Subjektivität konstituiert und

daher auch die Bedingung der Möglichkeit einer Subjekt-Objekt-Beziehung ist: Wenn wir unsere Vorstellung von uns selbst als „Ich“ loslassen, stehen wir in der Möglichkeit zu erfahren, dass sich jedes Ich-Sagen als einem Anderen verdankt erweist, der uns beim Namen rief, uns als Du überhaupt erst zur Welt kommen ließ. Möglich ist eine denkende Erfahrung, dass jedes Sich-gegeben-Sein als „Ich“ die Gabe eines Anderen ist, dass wir durch einander erst wir selbst sind und sein dürfen (*Vorlauffer* 2009), weil wir zutiefst mit der Möglichkeit begabt sind, einander „das Himmelsbrot des Selbstseins“ zu reichen, wie es *Martin Buber* (1978, S.37.) formuliert hat. Selbstsein, personale Identität, die aus der Tieferfahrung von Subjektivität schöpft, das heißt aus der Erfahrung, zur Selbstständigkeit freigegeben zu sein, verdankt sich einer Bejahung, einem „Ja des Seindürfens [...], das ihm [dem Menschen] nur von menschlicher Person zu menschlicher Person werden kann“ (*ebd.*).

Achtsamkeit als sich einem apriorischen Bezug öffnen

Aus diesem allen faktischen Beziehungen vorgängigen, das heißt apriorischen Bezug eines Mitseins mit Anderen erst erschließt sich Achtsamkeit dem denkenden Blick: Sie ist kein vorgestelltes Ideal oder eine Norm, der es sich zu unterwerfen gilt, sondern die erfahrene Möglichkeit einer Grundhaltung, das heißt eine Weise, wie wir uns zu unserem Dasein, zum Grund unserer Existenz verhalten. Menschliche, genauer personale Identität ist nur aus einer Differenz zu denken, aus einem konstituierenden Bezug. Achtsamkeit ist zwar ein Tun, aber eines, das sich selbst in seiner konkreten Ermöglichung schon als antwortendes Tun erfahren hat. Achtsamkeit achtet nicht auf ein Objekt, sondern sucht den Anderen in seinem personalen Anwesen, sich von ihm selbst her sich zeigen zu lassen. Achtsamkeit ist daher eine Weise aktivsten Sein-Lassens, ein Sich-Öffnen in der Weise, dass in einem offenen Zeit-Raum der Andere in seinem Sein offenbar werden kann. Achtsamkeit ist nicht herstellbar oder erzwingbar, auch Einfühlung wäre ein Begriff, der das Phänomen eher verdecken als erschließen würde. Wenn sie begrifflich zur Sprache gebracht werden soll, dann sind Gnade und Geschenk einerseits bezeichnend, insofern sie nicht Erzwingbares thematisieren, andererseits verzerren beide Begriffe das Erfahrene: Gnade entstammt dem Kontext einer herrschaftlichen Unterwerfungsgeschichte, Geschenk dem des Tauschzyklus zur Befriedung von Ungerechtigkeit.

Achtsamkeit, so könnten wir versuchen, das Gesagte zusammenzufassen, ist in ihrem tiefsten Verständnis

ein Sich-Loslassen und Sich-Einlassen in den Bezug, in dem wir gemeinsam sind. Achtsames Lassen kann als ein Hören auf den Anspruch dessen, was sich uns zu erfahren gibt, verstanden werden. Diese ursprüngliche Dimension von Achtsamkeit ist das, worin achtsames Handeln sich dann „konkret-praktisch“ vollzieht und von woher dann auch ein mögliches ethisches Normieren seine Berechtigung schöpft. Im Zulassen dieser Grunderfahrung von Achtsamkeit liegen Konsequenzen für das gegenwärtige Zeit- und Weltverständnis und darin auch für Soziale Arbeit.

Konsequenzen für eine Ethik und ein Selbstverständnis der Sozialen Arbeit

Ist es nach dem bisher Dargelegten möglich, von Achtsamkeit als einer Tugend der Sozialen Arbeit, einem möglichen Ethos zu sprechen? In seinem Buch „Lebenszeit und Weltzeit“ schreibt *Hans Blumenberg*, dass die Enge der Zeit eine „Wurzel des Bösen“ (*Blumenberg* 1986, S. 71) ist. Demgegenüber wäre Achtsamkeit wohl eine Wurzel des Guten. Denn der in hektischen Zeiten allenthalben erfahrbare Druck der Beschleunigung generiert Lebenshaltungen, welche die Menschen in ihrer Wahrnehmung regredieren und roh werden lassen. Verstehen wir Ethik im Sinne *Heideggers*, wenn er sagt „Das unter dem Anspruch der Anwesenheit Stehen ist der größte Anspruch des Menschen, ist ‚die Ethik‘“³, dann bedeutet das für unsere Fragestellung einer Ethik, dass sie sich von einer vorgestellten Normenethik wandelt in eine Haltung, das heißt Tugend. Das spezifische Wahrheitsverständnis einer normativen Ethik ist Richtigkeit im Sinne eines Sich-Richtens nach vorgestellten Ideen, das Wahrheitsverständnis von Achtsamkeit entspricht dem altgriechischen Verständnis von ALETHEIA, das heißt Un-Verborgenheit: Achtsamkeit ist ein Ans-Licht-Bringen, ein Prozess des Offenbarwerdens.

Achtsamkeit wäre dann eine Gegenbewegung gegen das Sich-Abgrenzen beziehungsweise Definieren, Rollen zuweisen und in der Weise ein Prozess eines Sich-Öffnens, dass in einem offenen Zeitraum der Andere in seinem Sein offenbar werden kann. Im professionellen Kontext mag Abgegrenztheit ihre Notwendigkeit haben, als Sicherung gegen den Anderen, als Selbst-Verschluss, der institutionalisierte Begegnung kanalisiert, das heißt den Anderen nur in bestimmten, definierten Räumen sich zeitigen lässt. Abgegrenztheit als Sicherheit vor Überforderung ist legitim, doch Abgegrenztheit ohne Achtsamkeit verdinglicht und verewigt die Kälte der bürgerlichen Gesellschaft. Ob eine Soziale Arbeit dies will oder nicht: Wenn und insoweit sie sich das im Be-

griff der Achtsamkeit Gedachte theoretisch und praktisch aneignet, ist und bleibt sie in Widerspruch und Opposition zu den gesellschaftlichen Verhältnissen.

Eine Sozialarbeit, die von der Grundhaltung der Achtsamkeit getragen ist, wird in ihren Klientinnen und Klienten Prozesse freilegen, sie zielt in ihrer Begegnungsweise darauf, Menschen freizugeben zur Selbstständigkeit, das heißt sich (wieder) sich selbst zu geben als in sich gründend. Wem achtsam auch in der institutionalisierten und professionellen Beziehung begegnet wird, der kann in diesem ihm eröffneten Freiraum die Möglichkeit erfahren, sich selbst zu achten. *Nietzsche* hat gesehen, dass dieser Prozess nicht unbedingt einer ist, der gesellschaftlich gewünscht ist: „Eins wird am schwersten verziehen: dass man sich selbst achtet. [...] Ich wollte, man finge damit an, sich selbst zu achten: Alles Andere folgt daraus“ (*Nietzsche* 1980, S. 387). Es gehört zu den unerhörten, sich jeder Evaluation entziehenden und statistisch nicht fassbaren Möglichkeiten von Begegnung, dass solches sich ereignet. Alles andere folgt daraus. Alles, das Leben in seiner abgründigen grundlosen Gegründetheit steht in der Möglichkeit, gelebt und bejaht zu werden, verdankt sich dem achtsamen, seinlassenden An- und Zuspruch des Anderen.

Achtsamkeit ist so einerseits ein Begriff zur Kennzeichnung ursprünglicher Weise personaler Begegnung, der zu benennen sucht, was aller Begegnung zugrunde liegt, andererseits ein utopischer Begriff, der das benennt, wonach alle sich sehnen und dennoch nur als Fragment erfahren werden darf. Diesen utopischen Überschuss, der jede menschliche und somit auch professionelle Begegnung trägt, fasst *Adolf Holl* in Bildworten: „Wenn eine Beziehung entsteht, die mit nichts mehr rechnet, dann verschwindet die Sonne für ein Weilchen hinter dem Mond, und es lässt sich ahnen, wie Menschen in einer Welt miteinander umgehen könnten, in der es keine materielle Not mehr gibt“ (*Holl* 1985, S. 180).

Anmerkungen

1 Die ausgezeichnete Sammlung von Repts 2008 gibt hier einen guten Überblick.

2 Bereits beginnend mit Aristoteles. Vergleiche dazu Welte 1975.

3 Heidegger 2006, S. 244. Zur differenzierten Interpretation dieses Ethik-Verständnisses vergleiche Wucherer-Huldenfeld 2003.

Literatur

Altner, Nils: Achtsamkeitspraxis als Weg zu einer integralen Salutogenese. In: Heidenreich, T.; Michalak, J.: a.a.O. 2006, S. 595-628

Blumenberg, Hans: Lebenszeit und Weltzeit. Frankfurt am Main 1986

Buber, Martin: Urdistanz und Beziehung. Beiträge zu einer philosophischen Anthropologie. Heidelberg 1978

Conradi, Elisabeth: Take Care. Grundlagen einer Ethik der Achtsamkeit. Frankfurt am Main 2001

Großmaß, Ruth: Die Bedeutung der Care-Ethik für die Soziale Arbeit. In: Dungs, S. u.a. (Hrsg.): Soziale Arbeit und Ethik im 21. Jahrhundert. Leipzig 2006, S. 319-328

Gunaratana, Mahathera Henepola: Die Praxis der Achtsamkeit. Eine Einführung in die Vipassana-Meditation. Heidelberg 1996

Heidegger, Martin: Sein und Zeit. Tübingen 1979

Heidegger, Martin: Zollikoner Seminare. Frankfurt am Main 2006

Heidenreich, Thomas; Michalak, Johannes: Achtsamkeit und Akzeptanz in der Psychotherapie. Ein Handbuch. Tübingen 2006

Holl, Adolf: Mitleid im Winter. Erfahrungen mit einem unbequemen Gefühl. Hamburg 1985

IFSW – International Federation of Social Workers (Hrsg.): International Declaration of Ethical Principles of Social Work and International Ethical Standards for Social Workers der IFSW, 2004. In: <http://www.ifsw.org/p38000739.html> (Abruf am 20.4.2009)

Kohlen, Helen; Kumbruck, Christel: Care-(Ethik) und das Ethos fürsorglicher Praxis. artec-paper Nr.151/Januar 2008. In: http://www.artec.uni-bremen.de/files/papers/paper_151.pdf (Abruf am 1.7.2010)

Lützenkirchen, Anne: Bedeutung und Nutzen von Achtsamkeit in der Sozialen Arbeit. In: Gruppendynamik und Organisationsberatung 1/2004), S. 27-36

Nietzsche, Friedrich: Nachgelassene Fragmente. München 1980

Reps, Paul (Hrsg.): Ohne Worte – ohne Schweigen. 101 Zen-Geschichten und andere Zen-Texte aus vier Jahrtausenden. Frankfurt am Main 2008

Vorlauffer, Johannes: Im Durcheinander der Begegnung. Reflexionen zu einem Grundvollzug Sozialer Arbeit. In: Soziale Arbeit 7/2009, S. 246-253

Welte, Bernhard: Über die verschiedenen Bedeutungen des Nichts. In: Schwan, A. (Hrsg.): Denken im Schatten des Nihilismus. Festschrift für Wilhelm Weischedel zum 70. Geburtstag. Darmstadt 1975, S. 26-33

Wucherer-Huldenfeld, Augustinus Karl: Das ursprüngliche Ethische im Ansatz von Heideggers „Sein und Zeit“. In: Esterbauer, Reinhold (Hrsg.): Orte des Schönen. Phänomenologische Annäherungen. Würzburg 2003, S. 217-237

Zeitzeugen Sozialer Arbeit

Ein Forschungsprojekt mit Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern im Ruhestand

Manuel Neisch; Anna Peters; Nancy Wirth

Zusammenfassung

Im folgenden Bericht werden die Ergebnisse eines sozialwissenschaftlichen Biographieforschungsprojekts mit dem Titel „Wenn ich auf mein Leben in der Sozialarbeit zurückblicke“ dargestellt. Die empirische Grundlage zum Rückblick auf das Berufsleben bildete die Analyse und Auswertung von 15 narrativen, audiovisuellen Interviews von zehn Sozialarbeiterinnen und fünf Sozialarbeitern kurz vor beziehungsweise nach deren Pensionierung. Das Ziel bestand darin, die verschiedenen Erfahrungen und Sichtweisen dieser Zeitzeugen und Zeitzeuginnen im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Entwicklung und der Entwicklung der Sozialen Arbeit als Profession darzustellen. Als zentrale Schlussfolgerung hat sich ergeben, dass die persönliche, schöpferische Selbstverwirklichung eine Haupttriebkraft der Befragten war. Diese Forschungsnotiz ist ein unterstützender Beleg für die Differenziertheit und Einzigartigkeit des Berufsbildes und bietet in diesem Zusammenhang die Möglichkeit, eigene Sichtweisen zu erweitern und dadurch ein hohes Maß an Motivation zu gewinnen.

Abstract

The following report focuses on biographical research related to the topic „When I look back on my life in social work“. The empirical basis derived from the analysis and evaluation of fifteen audiovisual narrative interviews. Ten female and five male social workers were interviewed shortly before or after retirement. The aim of the research was to represent the different experiences and perspectives of these probands in connection with social development and the development of social work as a profession. As a conclusion it appears that creative self-expression is a major factor in the development of a career as a social worker. This research supports evidence of the sophistication and uniqueness of the profession, and offers in this context, the opportunity for social workers to expand their own perspectives and achieve a high level of motivation.

Schlüsselwörter

Sozialarbeiter – empirische Sozialforschung – Berufsbild – Motivation – Biographie

Einleitung

Im Rahmen eines durch Professor *Dr. Harry Hermanns* unterstützten Forschungsprojekts an der Fachhochschule Potsdam wurden im Zeitraum von Oktober 2008 bis März 2009 von uns narrative Interviews zum Thema „Wenn ich auf mein Leben in der Sozialarbeit zurückblicke ...“ geführt und vergleichend analysiert. Im Bericht werden die theoretischen Grundlagen zur qualitativen Datenerhebung dargestellt und im Weiteren analysiert und vergleichend ausgewertet. Gegenstand dieser Untersuchung sind Interviews zu verschiedenen Berufsverläufen, die mit Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern geführt wurden. Das übergeordnete Ziel dieses empirischen Forschungsprojekts war die Auseinandersetzung mit den beruflichen Biographien der befragten Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter im Zusammenhang mit der gesellschaftlichen Entwicklung und der Entwicklung der sozialen Arbeit als Profession. In der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Feld kristallisierten sich folgende Fragen heraus, die beantwortet werden sollten: Wie konnten die Befragten ihre Werte, Vorstellungen, Ziele und Ideale umsetzen? Welche persönlichen und fremdbestimmten Aspekte waren diesbezüglich förderlich, welche Faktoren eher hinderlich für diese Form der Selbstverwirklichung? Wie sind die interviewten Sozialarbeiter und Sozialarbeiterinnen aus dem Berufsleben ausgeschieden?

Zahlen und Fakten

Wir führten Interviews mit zehn Frauen und fünf Männern. Von den interviewten Frauen waren acht pensioniert beziehungsweise befanden sich zum Zeitpunkt der Interviews in einer Altersteilzeitanstellung. Zwei Frauen und zwei der interviewten Männer waren noch berufstätig, standen aber kurz vor ihrer Pensionierung.

Wir wohnen und arbeiten alle in den neuen Bundesländern. In der damaligen DDR gab es Sozialarbeit, wie sie in den westlichen Bundesländern verstanden wurde und auch heute noch verstanden wird, mit all ihren Einsatzbereichen nicht. Somit waren die Möglichkeiten auf diesem Gebiet sehr eingeschränkt. Aufgrund von Schwierigkeiten bei der Suche nach bereitwilligen Interviewpartnern und -partnerinnen wurden auch Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter befragt, die noch im Arbeitsprozess integriert waren.

Die folgende Auflistung skizziert die verschiedenen Arbeitsfelder und Berufsverläufe der Interviewten sowie ihr Alter zum Befragungszeitpunkt:

▲ *Frau M.*, 51 Jahre, Kinderpflegerin,

Hauswirtschaftlerin im Schwererziehbarenheim, Psychiatrie, Altenheim, Heilpädagogin, Referentin für Personalentwicklung, Jugendarbeit mit ausbildungsbegleitenden Hilfen, zurzeit noch berufstätig;
▲ *Frau L.*, 60 Jahre, Heimerzieherin, Leiterin in einem Kinderheim, pensioniert;
▲ *Frau G.*, 59 Jahre, Floristin, Ausbildung zur Erzieherin, Kindergrrippenerzieherin, Mitarbeiterin in der offenen Jugendarbeit, aktuell in Altersteilzeit;
▲ *Frau H.*, 58 Jahre, Unterstufenlehrerin, Förderschule für Lernbehinderte, Betreuerin für seelisch kranke Jugendliche, Berufsbetreuerin, Mitarbeiterin in einer Werkstatt für behinderte Menschen und eines Umweltzentrums, in Altersteilzeit;
▲ *Frau M.*, 63 Jahre, Erzieherin in einem katholischen Kindergarten, pensioniert;
▲ *Frau F.*, 65 Jahre, Säuglingsschwester im Krankenhaus, Mitarbeiterin der Fürsorge, Jugendgesundheitschutz, ASD, pensioniert;
▲ *Frau K.*, 81 Jahre, Erzieherin in einem Kindergarten, pensioniert;
▲ *Frau H.*, 67 Jahre, Friseurin, Quereinstieg als Mitarbeiterin einer Kinderambulanz, Personalbüro, Studium zur Sozialarbeiterin, Altenheim, pensioniert;
▲ *Frau L.*, 65 Jahre, Buchhändlerin, Studium zur kirchlichen Fürsorgerin, Altenarbeit, Behindertenarbeit, Supervisorin, Leiterin des fürsorgerischen Dienstes, pensioniert;
▲ *Frau K.*, 47 Jahre, Krankenschwester für Altenpflege und psychiatrische Pflege, Suchtstation, Verhaltenstherapeutin, Streetworkerin, Suchttherapeutin, Mitarbeiterin einer Drogenberatungsstelle, zurzeit noch berufstätig;
▲ *Herr K.*, 59 Jahre, Diakon, Heilerziehungspfleger, Leiter einer Werkstatt für Menschen mit Behinderungen, Heimleiter in einem Heim für Frauen, Mitarbeiter einer Schule für Behinderte mit Internat, Personalleiter, Personalreferent, Schulleiter in einer Förderschule, Sozialarbeiter im begleitenden Dienst, Epilepsie-Zentrum, Werkstatt für Menschen mit psychischen Erkrankungen, sechs Monate vor der Pensionierung;
▲ *Herr G.*, 67 Jahre, Mitarbeiter einer technischen Hochschule, Ingenieur für Strömungstechnik, Leiter eines Reifenwerks, Quereinstieg als Mitarbeiter einer Werkstatt für Menschen mit Behinderung, Abteilungsleiter, pensioniert;
▲ *Herr L.*, 74 Jahre, Krankenhaus, Gemeindediakon, Geschäftsführer des Christlichen Vereins Junger Menschen, Mitarbeiter in der evangelischen Medien-Zentrale, pensioniert;
▲ *Herr L.*, 70 Jahre, Waldarbeiter, Soldat der Nationalen Volksarmee, Hilfserzieher im Spezialkinderheim, Heimerzieher mit Lehrbefähigung, Leiter in einem Kinderheim, pensioniert;

▲ Herr K., 51 Jahre, Sozialpädagoge, Zweitstudium Geschichte und Politikwissenschaft, Jugendarbeit mit ausbildungsbegleitenden Hilfen, zurzeit noch berufstätig.

Soziologische Auswertungsmethoden

Für die Studie wurden soziologische Erhebungs- und Verarbeitungsmöglichkeiten von Daten genutzt. Mit diesen Methoden wurden die Informationen gebündelt, strukturiert und durch Transformation Ordnungen und Inhalte bestimmt (Wiedemann 1986, S.163). Ausgehend von den vorliegenden Interviews ging es im Prozess der qualitativen Auswertung darum, aus den subjektiven Äußerungen der Interviewpartner und -partnerinnen Theorien zu generieren. Für die Datenerhebung wurde speziell das narrative Interview ausgewählt, das als offene, unstrukturierte Methode herangezogen wurde. Der Vorteil dieser Datenerhebung liegt darin, dass die erzählten Sachverhalte ein hohes Maß an Authentizität beinhalten. Die Interviewpartner und -partnerinnen müssen sich in den Gesprächen darum bemühen, eine plausible, glaubwürdige und verständliche Geschichte zu erzählen.

Zur Auswertung der qualitativen Inhaltsanalyse wurden Videomitschnitte der Interviews vorgenommen. Dadurch boten sich zusätzliche Möglichkeiten der Auswertung an. Durch das Video konnten auch nonverbale Äußerungen in die Auswertung einbezogen werden. Die Interviewpartner und -partnerinnen waren meist bemüht, ein geschlossenes Bild ihres beruflichen Lebens zu beschreiben. „Nicht nur der ‚äußerliche‘ Ereignisablauf, sondern auch die ‚inneren‘ Reaktionen [...] gelangen zur eingehenden Darstellung“ (Schütze 1983, S.285 f.). Für die Analyse der Inhalte war es erforderlich, die Textarten zu erkennen, um somit die Bedeutung der Ereignisse für die Erzählenden analysieren zu können. So wurde zwischen beschreibenden, erzählenden und argumentierenden Passagen unterschieden (Hermanns 1992, S.7). Aus dieser Klassifizierung konnte abgelesen werden, welche Abschnitte in der Schilderung als besonders wichtig oder weniger bedeutsam dargestellt wurden.

Im Rahmen des Projektes wurden aus den Aussagen der insgesamt 15 Interviews verschiedene Kategorien gebildet. Zur konkreten Annäherung von theoretischer und empirischer Forschung wurde die Methodik nach der Grounded Theory entwickelt und angewandt. „Die Grounded Theory versteht sich als ein methodologisches Rahmenkonzept, dessen zentrales Anliegen es ist, die Phasen im Forschungsprozess nicht als getrennte Arbeitsphasen zu verstehen,

die nacheinander zu durchlaufen sind. Vielmehr sollte ein ständiger Wechsel zwischen den Phasen stattfinden, zu jedem Zeitpunkt sollte gegebenenfalls zu den Daten zurückgekehrt werden, um auf diese Weise zu einer gegenstandsbegründeten Theorie zu kommen“ (Mey; Mruck 2007, S.12 f.). Aus den gefundenen Kategorien wurden mit dieser Methodik entsprechende Theorien zum Forschungsgegenstand generiert.

Motivationen für eine Tätigkeit in der Sozialen Arbeit

Im Zentrum unserer Analyse stand unter anderem die Motivation zur Berufswahl. So wurde nach den ursächlichen Bedingungen, beispielsweise dem Einfluss der Eltern und Freunde auf die Berufswahl, den Schulabschlüssen und anderem gesucht. Aufbauend darauf wurden entsprechende Handlungsstrategien untersucht und verglichen. Die Befragten gaben an, dass verschiedene Motivationen Handlungsstrategien mit der Konsequenz der Wahl einer Berufsausbildung, des Studiums oder Ähnlichem auslösten. Die Schlussfolgerungen aus den Interviews wurden im Forschungsverlauf vergleichend analysiert, weiter differenziert und im Hinblick auf die Fokussierung von Schlüsselkategorien selektiert. Als Hauptmotivationen für die Beschäftigung in der Sozialen Arbeit wurden bei den Interviewpartnern und -partnerinnen humanitäre und demokratische Ideale ermittelt. Diese lagen insbesondere darin, diejenigen Menschen zu integrieren, die ihre individuellen Probleme nicht ohne Unterstützung von professionellen Helfenden bewältigen können.

Eine weitere Motivation zur Berufswahl bestand darin, dass der eigentliche Berufswunsch nicht umgesetzt werden konnte. Die Gründe dafür waren zum einen, dass das Elternhaus aufgrund konservativer Rollenvorstellungen einen im technischen Bereich liegenden Berufswunsch einer jungen Frau



LÖWE®

Lösungsorientierte Weiterbildung

Sie sind im sozialen oder lehrenden Bereich tätig, sind Berater, Coach oder Personalverantwortlicher?
Wir vermitteln Ihnen in unserer nebenberuflichen Weiterbildung praxisbezogene Methoden systemisch-lösungsorientierter Gesprächstechniken, die Sie in Ihrer Arbeit mit und für Menschen unterstützen. Gerne informieren wir Sie.
Werner Motzer, Telefon 0 71 64 / 14 72 65 oder per E-mail
info@loewe-weiterbildung.de

www.loewe-weiterbildung.de

nicht akzeptierte und letztlich nur einen Beruf im sozialen Sektor billigte. Zum anderen waren äußere Gründe für die Verweigerung des Berufswunsches ausschlaggebend. So standen beispielsweise in der damaligen DDR für spezielle Studiengänge nicht genügend Plätze zur Verfügung, so dass es zu Reglementierungen kam. Gewissermaßen als Ersatz wurde dann ein Beruf im sozialen Bereich gewählt. In einigen Fällen konnten die Interviewpartnerinnen und -partner Berufswege nicht wie von ihnen geplant verfolgen, da sich die berufliche Laufbahn aufgrund unvorhergesehener Ereignisse änderte. So machten es beispielsweise die Veränderungen gesellschaftspolitischer Rahmenbedingungen, speziell des Mauerfalls, erforderlich, dass sich die Interviewten beruflich neu orientieren mussten. Die fortschreitende Privatisierung und „Abwicklung“ von vielen Ost-Betrieben ging mit massivem Stellenabbau einher, der die Menschen dazu zwang, sich einen neuen Job zu suchen. Zudem machten bisweilen auch gesundheitliche Einschränkungen im Laufe der Erwerbstätigkeit eine Umorientierung erforderlich. Die bis dahin verborgenen Potenziale aus früheren Tätigkeitsfeldern im Ursprungsberuf und das persönliche Netzwerk ergaben neue Möglichkeiten.

Einige Interviewpartnerinnen und -partner gaben an, dass der Berufswunsch Soziale Arbeit schon immer vorhanden war und auch umgesetzt werden konnte. Der Beruf im sozialen Bereich wurde in diesen Fällen demnach aus eigenem Interesse und eigener Neugier und dem Bedürfnis, anderen zu helfen, gewählt. Deutlich wurde, dass die Berufswahl primär das eigene Interesse bediente. Ein Teil der eigenen Persönlichkeit und ein individuelles Bedürfnis konnten so ausgedrückt und ausgelebt werden. Besonders ausgeprägt war in diesen Fällen auch der Wunsch nach Autonomie und Eigenverantwortung nicht nur in der Arbeit, sondern auch im persönlichen Bereich.

Der direkte Kontakt mit Menschen und der Abwechslungsreichtum in der Arbeit wurden in den geführten Interviews immer wieder erwähnt. Es wurde zudem ein großer Einfluss von äußeren Faktoren und Aspekten festgestellt, welche die Berufswahl beeinflussten. Im Folgenden werden die Zugänge, die für die Berufswahl der Interviewten eine wesentliche Rolle spielten, zusammengefasst: Es gibt einerseits den Zugang, welcher durch den Wunsch geprägt ist, sich auszuprobieren. Weiterhin erkannten wir als Motiv des Zugangs zur Sozialen Arbeit die Möglichkeit der persönlichen Weiterentwicklung im Zusammenhang mit der Einstellung, sich um andere Menschen kümmern zu wollen. Einen für die For-

schungsergebnisse bedeutsamen Zugang stellten wir im Verlust der ursprünglichen Motivation für den eigentlich erlernten Beruf durch ungünstige Umstände, wie etwa eine Entlassung, und in der zwangsläufigen Umorientierung in den sozialen Sektor fest.

Die Reflexion der persönlichen Entwicklung

Bei der Auswertung der Interviews stellten wir fest, dass die Gesprächspartnerinnen und -partner sehr unterschiedlich über sich selbst und ihr Leben reflektierten. Diese Selbstbilder beeinflussten die persönlichen Entwicklungen auch im Hinblick auf den Beruf. Auch die Fähigkeit, offensiv mit Konflikten umzugehen und das Leben nach eigenen Vorstellungen zu gestalten, wurde dadurch geprägt. Ein Mensch, der über sich selbst nachdenkt, sich analysiert, ist eher dazu in der Lage, eigene Stärken und Fehler zu erkennen und sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Auf diese Weise wird die persönliche Entwicklung von der Fähigkeit zur kritischen Selbstreflexion bestimmt.

Im weiteren Verlauf wurden unterschiedliche Gruppen kategorisiert. In einer Gruppe, der Gruppe der „Analytiker“, fiel die ausgeprägte Fähigkeit zur Selbstreflexion auf, die ein Erkennen und Analysieren eigener Stärken und Defizite möglich machte. Das hatte zur Folge, dass sich diesen Personen die Möglichkeit der bewussten Veränderung und Entwicklung bot, die Menschen ohne selbstkritische Sicht nicht in diesem Maß gegeben ist. Einige Gesprächspartner und -partnerinnen nutzten zu diesem Zweck den Erfahrungsaustausch mit Kolleginnen und Kollegen. Dieser wurde teilweise ganz bewusst gesucht, um andere Sichtweisen kennenzulernen, sich mit diesen auseinanderzusetzen und fachlicher arbeiten zu können. Durch Selbstreflexion waren sie in der Lage, sich eigene Grenzen bewusst zu machen und darauf zu reagieren. Durch die Kenntnis eigener Defizite sahen sich die „Analytiker“ veranlasst, ihre beruflichen Fähigkeiten durch Aus- und Weiterbildung auszubauen. Die Fähigkeit, über eigene Vorstellungen zu reflektieren, ist eine wichtige Voraussetzung für selbstgesteuerte Veränderungen. Aus dieser Reflexion ergaben sich verschiedene Möglichkeiten, mit den gewonnenen Erkenntnissen umzugehen.

Bei einigen Interviewpartnern und -partnerinnen zeigte sich, dass sie ihre Ideen nicht nur überdachten und klar formulierten, sondern diese daraus resultierend auch bewusst umsetzten. Aus der Tatsache, dass sie sich über ihre Ziele im Klaren waren, ergab sich bei den „Gestaltern“ die Möglichkeit, den

Lebens- und Berufsweg nach ihnen zu formen. Sie entschieden sich nach der Reflexion eigener Werte und Fähigkeiten für deren Verwirklichung und die selbstgesteuerte Ausgestaltung und Realisierung. Diese Umsetzung eigener Vorstellungen erfolgte zum Teil gegen Widerstände von außen. Auch wenn die Arbeitsbedingungen die Verwirklichung der beruflichen Ziele nicht unterstützten, setzten sich die „Gestalter“ für eine Verbesserung ein.

Andere Interviewpartnerinnen und -partner entschieden sich bewusst für einen Weg im sozialen Berufsfeld, da dieser für sie optimale Voraussetzungen zur persönlichen Verwirklichung bot. Zur bewussten Steuerung des Berufsweges zählte auch die Entfaltung der eigenen Persönlichkeit in der Profession. Es ist zu bemerken, dass Gesprächspartnerinnen und -partner, welche sich ihrer Fähigkeiten und Fehler bewusst waren, meist ihr Leben auch gezielt steuerten. Die Tatsache, dass die „Entfalter“ in der Lage waren, über ihre Vorstellungen und deren Umsetzung zu reflektieren, machte es ihnen möglich, mit Problemsituationen konstruktiv umzugehen. Wenn ihnen die Verwirklichung eigener Vorstellungen gelungen war, konnten wir eine gewisse Zufriedenheit bemerken. Sollte ihnen die Umsetzung ihrer Ideen nicht gelungen sein, weil äußere Umstände dies nicht zuließen, konnten sie die Misserfolge analysieren und sich darüber klar werden, ob es an eigenen Unzulänglichkeiten lag oder nicht.

Bei den wenigen Interviewpartnerinnen und -partnern, den „Zufriedenen“, die im Gespräch keine starke Selbstreflexion im Bezug auf ihre Person und den Beruf artikulierten, kam der Eindruck auf, dass sie weniger den Wunsch hatten, sich beruflich weiter zu entfalten. Sie waren zwar gern in ihrem Beruf tätig, suchten ihre persönliche Zufriedenheit aber eher im privaten Umfeld. Obwohl diese Interviewpartnerinnen und -partner kaum eine Reflexion ihrer eigenen Entwicklung vornahmen, konnten keine Unzufriedenheiten festgestellt werden. Im beruflichen Leben ist eine gewisse Stagnation zu erkennen. Ob diese aus der mangelnden Reflexion resultiert, war jedoch nicht zu ermitteln.

Die Umsetzung von Werten, Vorstellungen, Zielen und Idealen

Das Umsetzen eigener Vorstellungen und Werte in Bezug auf demokratisches Verständnis, humanistische Sichtweisen und soziale Gerechtigkeit stellen im Verlauf des Berufslebens überwiegend einen starken Antrieb zur Bewältigung der beruflichen Aufgaben dar. Die Entwicklung und Umsetzung dieser Motivationen, die am Berufsbeginn standen,

wurde allerdings von den Interviewten unterschiedlich differenziert betrachtet. Folgende Aspekte wurden als besonders bedeutsam erachtet:

Als Antriebskräfte waren einerseits eher schwach ausgeprägte persönliche Motivationen festzustellen. Positive wie auch negative Gegebenheiten wurden hierbei scheinbar widerspruchslös angenommen, daraus folgend konnte eine besondere Identifizierung mit dem Beruf nur schwer wahrgenommen werden. Andererseits wurde auch direkt und offen über Gründe positiven Erlebens im Berufsalltag gesprochen, woraus eine hohe Motivation zur Ausübung des Berufes abgeleitet werden konnte. Humanitäre und christliche Ideale standen neben der Möglichkeit des Sich-Ausprobierens, der Sinnsuche und der Selbstfindung im Umgang mit anderen für diese Befragten im Vordergrund. Diese Motivationen, die schon den Ausschlag für die Wahl eines Berufes der Sozialen Arbeit gaben, änderten sich im Berufsverlauf nicht. Im Vergleich der Interviews wurde deutlich, dass Sozialarbeit in den meisten Fällen von den Interviewten als notwendige Hilfe für Schwächere und Bedürftige beschrieben wurde. Die Möglichkeit, anderen zu helfen, wurde als Chance genutzt, eigene moralische Werte, Ideale und Vorstellungen in berufliche Anforderungen einzubinden.

Infolgedessen war bei den meisten Befragten ein hoher emotionaler Bezug zur Arbeit zu erkennen. Dabei schienen materielle und Karriereaspekte innerhalb des Berufslebens eine untergeordnete Rolle zu spielen. Zwar wurde die eigene und familiäre Existenzsicherung als erforderlich empfunden, jedoch war den Befragten schon vom Beginn des Berufslebens an klar, dass die Bezahlung sozialarbeiterischer Tätigkeit während der gesamten beruflichen Laufbahn eher im unteren Gehaltsniveau angesiedelt sein würde. Wenige der Befragten stiegen zwar in Leitungspositionen auf, aber auch hier lag die Motivation nicht primär im Karrierestreben. Als Ausgleich beziehungsweise Lohn wurden von der Mehrheit der Interviewten die Dankbarkeit und die Erfolge in Bezug auf die positiven Entwicklungen der Klienten und Klientinnen angeführt. Offensichtlich spielten demnach für die Befragten in Bezug auf das positive wie auch negative Erleben des Berufs mehrere Faktoren eine Rolle.

Anhand der Auswertung dieser Interviews kann angenommen werden, dass eine Haupttriebkraft im positiven Sinn die persönliche, schöpferische Selbstverwirklichung innerhalb des Berufslebens ebenso wie die Möglichkeit zur Kompetenzerweiterung war. Hierzu nutzten die Interviewten Fort- und Weiterbil-

dungen, auch wenn diese durch eingeschränkte zeitliche und monetäre Ressourcen erschwere Bedingungen im persönlichen Leben darstellten. Letztendlich wurden Weiter- und Fortbildungen von den Befragten als Teil einer kontinuierlichen Erfahrungsaufschichtung im Rahmen einer Kompetenzerweiterung geschildert. Die Einnahme eines professionelleren Blickwinkels hatte Motivationsschübe in der Arbeit mit einer bisweilen schwierigen Klientel zur Folge. Negative Erfahrungen im Umgang mit der Klientel in brisanten Konfliktsituationen wurden als weniger hemmend und belastend für die eigene Arbeitsmethodik eingeschätzt und durch die gestiegene Professionalität vermindert als persönliches Problem der Beschäftigten eingestuft. Als Fazit ist hier zu erwähnen, dass äußere Einflüsse von Stressoren einen Erleidensprozess auslösten, welcher bei den Betroffenen als Konsequenz des Erkennen der Notwendigkeit einer Wissenserweiterung auslöste. Diese Situationen des Erleidens wurde also überwiegend selbstgesteuert gelöst.

Für die Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter beziehungsweise im sozialen Bereich Tätigen in der ehemaligen DDR stellte die Wende einen dramatischen Umbruch und einen tiefen Einschnitt in die bisher erlebte Arbeitswelt dar. Obwohl die Wende von diesen als Chance zur Entwicklung und zum beruflichen Vorankommen gesehen wurde, spielte überwiegend der Wandel zu effektiveren, ökonomischen Arbeitsabläufen eine als negativ empfundene Rolle. Aufgrund von überfälligen Modernisierungs- und Renovierungsmaßnahmen wurden die äußeren Arbeitsbedingungen innerhalb der Sozialarbeit als wesentliche Arbeitserleichterung wahrgenommen. Auch in Bezug auf die Betreuten wurden viele positive Aspekte benannt. So unter anderem die verbesserten Bedingungen durch die modernere technische und medizinische Ausstattung. In den Interviews wurden weitere Auslöser für Erleidensprozesse benannt. Die gravierendsten Probleme stellten dabei der angestiegene Verwaltungsaufwand, der Zeitmangel für die eigentliche Arbeit am Menschen und die existenzielle Frage nach der Wirtschaftlichkeit Sozialer Arbeit dar.

Der berufliche Ausstieg

Für das Ausscheiden aus dem Berufsleben konnten verschiedene Beweggründe festgestellt werden. Ein intensives Nachdenken über die persönliche Situation kann bei einem negativen Ergebnis zu Unzufriedenheit und dem Wunsch nach Veränderung führen. Das kann auch zur Folge haben, dass man sich für eine vorfristige Beendigung des Arbeitslebens oder den Wechsel des Arbeitgebers entscheidet. Die weni-

ger reflektierten „Zufriedenen“ traten den Rentenbeginn mit dem Erreichen des entsprechenden Alters an. Sie äußerten nicht den Wunsch, vorher aus dem Berufsleben auszusteigen. Es gab bei ihnen keine besonderen Anlässe oder Gründe für die Beendigung des Arbeitsverhältnisses und nur durch äußere Umstände bedingte Wechsel des Arbeitsplatzes. Im Großen und Ganzen waren sie mit ihrer geleisteten Arbeit zufrieden und artikulierten kaum Beeinträchtigungen der Arbeit durch äußere Umstände.

Die „Analytiker“ und „Gestalter“, die bewusst über ihren Berufs- und Lebensweg nachdachten und mit den Gegebenheiten nicht zufrieden waren, entschieden sich auch eher für den Berufsausstieg. Sie analysierten die Ursachen, die zu ihrer unbefriedigten Situation geführt hatten. Zum Teil lagen die Gründe in der Unzufriedenheit mit den Arbeitsbedingungen. Die Interviewpartnerinnen und -partner resümierten eine Veränderung in der Sozialen Arbeit im Verlauf ihrer Tätigkeit und kritisierten den mit der Ökonomisierung einhergehenden steigenden Kostendruck, der mit ihren ethischen Vorstellungen nicht vereinbar war und der sie veranlasste, die Arbeit aufzugeben. Die daraus resultierende Resignation beeinträchtigte allerdings nicht den positiven Blick auf die Soziale Arbeit im Ganzen. Die Interviewpartnerinnen und -partner arbeiteten engagiert im Beruf und setzten sich für das Erreichen ihrer Ziele ein. Sie artikulierten die starke Einschränkung ihrer Arbeit durch eine zunehmende Fokussierung auf finanzielle Aspekte.

Neben den äußeren Gegebenheiten, die von einigen Gesprächspartnerinnen und -partnern als hinderlich und als Grund für den Ausstieg eingestuft wurden, konnte eine Reflexion persönlicher Gründe konstatiert werden. So entschieden sich einige Personen für den Ausstieg, da sie an die Grenzen ihrer Leistungsfähigkeit gestoßen waren. Die Interviewten erkannten zudem, dass die Arbeit das Privatleben in hohem Maß beeinflusst hatte. Als sehr positiv wurde benannt, dass sich nach dem Ausstieg aus dem Arbeitsleben nun auch die Möglichkeit bot, verstärkt anderen Interessen nachzugehen. Das artikulierten sie klar und bereuten den Entschluss nicht. Für die Tatsache, dass die Soziale Arbeit im Leben dieser Menschen eine positive Rolle spielte, spricht, dass einige von ihnen auch nach dem Ausscheiden aus dem Arbeitsleben ehrenamtlich tätig sind. Auch während ihrer Rentenzeit haben einige Interviewpartnerinnen und -partner noch Kontakt zu ehemaligen Klienten und Klientinnen sowie zu Kolleginnen und Kollegen, um sozusagen am Ball zu bleiben.

Fazit

Aus den Befragungen der Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter ist zu erkennen, dass sie überwiegend zufrieden auf ihr Arbeitsleben zurückblicken. Sie beurteilten die Arbeit mit den von ihnen betreuten Menschen als sinnerfüllt und Hilfe bringend. Im Gegensatz dazu wurden die Arbeitsbedingungen differenziert dargestellt. Einerseits ergaben sich gute Erfahrungen durch Teamarbeit und Arbeitserleichterungen aufgrund des technischen Fortschritts sowie bessere, sachbezogene Ausstattungen. Darüber hinaus betonten die meisten Interviewpartnerinnen und -partner die Bedeutung von Fort- und Weiterbildungen für einen fachlicheren Umgang mit belastenden Situationen im Beruf.

Andererseits wurden die einschränkenden Folgen der Ökonomisierung Sozialer Arbeit als kontraproduktiv beurteilt. Besonders negativ wurden die mangelnde Zeit für die eigentlich vorrangige unmittelbare Beschäftigung mit der Klientel, der im Widerspruch zur Ökonomisierung stehende wachsende bürokratische und zeitliche Aufwand und die als schlechter wahrgenommene finanzielle Situation im Hinblick auf die Finanzierung der Sozialen Arbeit aus öffentlichen Mitteln bewertet. Die Befragten stufen zum Teil auch den hierarchischen Druck, den sie durch Vorgesetzte insbesondere aufgrund institutioneller Strukturen erfahren, als hemmend im Sinne von Mobbing ein.

Die Interviewpartnerinnen und -partner gingen mit unterschiedlichen Motiven in den Ruhestand. So konnte die Untersuchung zum einen feststellen, dass sie ihre Rentenzeit mit einem zufriedenstellenden Rückblick auf ein erfülltes Arbeitsleben antraten. Oft besteht noch Kontakt zu ehemaligen Kollegen, Kolleginnen oder zu Klienten und Klientinnen. Zum anderen resignierten manche der Befragten aufgrund schlechter Arbeitsbedingungen und zogen sich bewusst vorzeitig aus dem Arbeitsleben zurück. Neben den Arbeitsbedingungen waren die Möglichkeiten der Persönlichkeitsentfaltung im Arbeitsleben und die Strategien bei der Verarbeitung von Konflikten und Stress für die persönliche Zufriedenheit ausschlaggebend. Die Fähigkeit zur Selbstreflexion mittels diesbezüglich vorhandener Kompetenzen und die daraus resultierende Befähigung zur bewussten Lebensgestaltung waren bei den meisten der Befragten relativ stark ausgeprägt. Aus dieser Fähigkeit ergab sich für sie die Option, ihre persönliche Entwicklung zu steuern, eigene Grenzen wahrzunehmen und somit entsprechende Konsequenzen zur persönlichen Sinnfindung ziehen zu können.

Unabhängig davon, aus welchen Gründen die Berufswahl darüber hinaus erfolgte, ob aufgrund finanzieller Notwendigkeiten, christlicher Nächstenliebe oder anderer, rein privater Erwägungen, setzt sich in diesem Berufsfeld die Leidenschaft zur (Zusammen-)Arbeit mit den unterschiedlichsten Menschen durch. Daraus entwickelt sich im Lauf der Zeit eine tief verwurzelte Menschlichkeit und diese schafft – wie nebenbei – die Voraussetzung für ein als gelungen wahrgenommenes Lebenswerk. Letztlich offenbart sich trotz aller Widrigkeiten eine große persönliche Zufriedenheit, eine Übereinstimmung, welche wohl in dieser Form beispielhaft ist.

So ergibt sich durch die Beschäftigung mit dem Lebensweg der Berufskolleginnen und -kollegen die Möglichkeit, eigene Sichtweisen zu erweitern und aus dem positiven Resümee der Befragten Motivationen für die eigene Tätigkeit zu gewinnen. Ein fachlicher Austausch mit Kolleginnen und Kollegen und eine daraus resultierende Reflexion ermöglicht eine Erweiterung der beruflichen Kompetenzen. Auch die benannten negativen Aspekte können gewinnbringend für die eigene Arbeit genutzt werden, indem die negativen Erfahrungen der Interviewten analysiert und zur Vermeidung künftiger Fehler genutzt werden. Insbesondere zeigt sich, dass Komplikationen und Leid durchaus ihren Platz haben, sich aber durch den beherzten und humorvollen Umgang mit ihnen schließlich eine dankbare Bilanz für alle Beteiligten einstellt.

Literatur

- Hermanns, Harry:** Die Auswertung narrativer Interviews. Ein Beispiel für qualitative Verfahren. In: Hoffmeyer-Zlotnik, H.P. Jürgen (Hrsg.): Analyse verbaler Daten. Über den Umgang mit qualitativen Daten. Opladen 1992
- Mey, Günter; Muck, Katja:** Grounded Theory – Anmerkungen zu einem prominenten Forschungsstil. *Historical Social Research*, Supplement 19/2007, S. 11-39
- Schütze, Fritz:** Biographieforschung und narratives Interview. In: *Neue Praxis* 13/1983, S. 283-293
- Strauss, L. Anselm:** Grundlagen qualitativer Sozialforschung. München 1994
- Wiedemann, M. Peter:** Erzählte Wirklichkeit. Zur Theorie und Auswertung narrativer Interviews. Weinheim/München 1986

► Allgemeines

Start der Initiative Transparente Zivilgesellschaft.

Transparency International Deutschland e.V. hat gemeinsam mit zahlreichen Partnern aus dem gemeinnützigen Sektor die Initiative Transparente Zivilgesellschaft mit dem Ziel ins Leben gerufen, einen einheitlichen Transparenz-Mindeststandard im gesamten gemeinnützigen Sektor zu etablieren. Die rund 590 000 Vereine und 17 400 Stiftungen in Deutschland werden ermutigt, freiwillig zu zehn Fragen Informationen über ihre gemeinnützige Organisation zu veröffentlichen. Diese Informationen sollen der allgemeinen Öffentlichkeit zur Verfügung gestellt werden. Damit geht der vorgestellte Transparenz-Mindeststandard über die bestehenden rechtlichen Verpflichtungen für gemeinnützige Organisationen in Deutschland hinaus. Eine inhaltliche Prüfung der freiwilligen Eigenangaben nimmt die Initiative Transparente Zivilgesellschaft nicht vor. Ihrem Trägerkreis gehören neben Transparency Deutschland auch das Deutsche Zentralinstitut für soziale Fragen DZI, der Bundesverband Deutscher Stiftungen, der Deutsche Fundraising Verband, der Deutsche Kulturrat, der Deutsche Spendenrat, das Maecenata Institut, der Verband Entwicklungspolitik Deutscher Nichtregierungsorganisationen VENRO und der Deutsche Naturschutzring an. *Quelle: Pressemitteilung von Transparency International vom 23.6.2010*

Gesetzesinitiative gefordert. Der Paritätische Wohlfahrtsverband hat im Juni dieses Jahres das Bundesjustizministerium aufgefordert, eine Gesetzesinitiative für mehr Transparenz im dritten Sektor auf den Weg zu bringen. Um den durch einzelne Skandale begünstigten Generalverdacht der ineffizienten Mittelverwendung auszuräumen, sei es ratsam, die im Handelsrecht üblichen Rechnungslegungs- und Publizitätspflichten für privatwirtschaftliche Unternehmen auf gemeinnützige Organisationen auszudehnen, die verpflichtet werden sollten, ihre Finanzdaten im elektronischen Bundesanzeiger zu veröffentlichen. Dabei könne eine Anwendung des Handelsgesetzbuches verhindern, dass diese mehr Daten offenlegen müssten als die gewerblichen Träger. Eine freiwillige Selbstverpflichtung reiche nicht aus, dem entstandenen Misstrauen wirksam zu begegnen. *Quelle: Pressemeldung des Paritätischen Wohlfahrtsverbandes vom 23.6.2010*

Studie zum bürgerschaftlichen Engagement in der EU. Anlässlich des bevorstehenden Europäischen Freiwilligenjahres 2011 gab die Europäische Kommission die Studie „Volunteering in the European Union“ zum Bürgerschaftlichen Engagement in den 27 EU-Ländern in Auftrag, deren Ergebnisse nun vorliegen. Die untersuchten Parameter beinhalten den prozentualen Anteil und die soziodemografische Zusammensetzung der Freiwilligen, die jeweiligen Tätigkeitsfelder, rechtliche und institutionelle Rahmenbedingungen sowie Fragen im Hinblick auf die Relevanz der

ehrenamtlichen Arbeit für die soziale und berufliche Integration. Insgesamt seien zirka 23 % der europäischen Bevölkerung ab 15 Jahren zivilgesellschaftlich aktiv, mit einem besonders hohen Anteil in den Niederlanden, Großbritannien, Schweden und Österreich. Um die Freiwilligentätigkeit in Europa weiter zu stärken, formuliert der Bericht Handlungsempfehlungen für die EU, die einzelnen Mitgliedsstaaten und für Organisationen, die Freiwillige beschäftigen. Die komplette Studie mit allen Länderberichten in englischer Sprache sowie eine deutsche und französische Zusammenfassung finden sich im Internet unter www.ec.europa.eu/citizenship/news/news1015_en.htm. *Quelle: BBE Europeanachrichten vom 29.6.2010*

Freiwilliges Engagement in Österreich. Erster Freiwilligenbericht. Von Eva More-Hollerweger und Arno Heimgartner. Hrsg. Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz. Wien 2009, 224 S., kostenlos *DZI-D-9140*

Dieser im Auftrag des österreichischen Bundesministeriums für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz vom Institut für interdisziplinäre Nonprofit Forschung an der Wirtschaftsuniversität Wien erstellte Bericht untersucht anhand von im Rahmen einer Mikrozensus-Zusatzerhebung im letzten Quartal des Jahres 2006 erhobenen Daten die Situation des freiwilligen Engagements in Österreich unter verschiedenen Gesichtspunkten. Betrachtet werden insbesondere die gesellschaftlichen Funktionen und die organisatorischen Strukturen der Freiwilligenarbeit, das Engagement verschiedener sozialer Gruppen und die Frage, wie freiwilliges Engagement und Erwerbsarbeit in Organisationen zusammenwirken. Darüber hinaus beschreibt die Handreichung die politischen und strukturellen Rahmenbedingungen für das Ehrenamt in Österreich sowie Trends und Entwicklungen in nationaler und europäischer Perspektive. Die Publikation steht im Internet unter <https://broschuerenservice.bmask.gv.at/PubAttachments/Freiwilligenberichtletztfassung.pdf> zum Download bereit. Bestellanschrift: Bundesministerium für Arbeit, Soziales und Konsumentenschutz, Stubenring 1, A-1010 Wien, Tel.: 00 43/ 800/20 20 74, E-Mail: broschuerenservice@bmask.gv.at

Deutscher Altenhilfepreis 2011. Der seit dem Jahr 2007 biennal verliehene Deutsche Altenhilfepreis der Familie-Josef-Kreten-Stiftung prämiiert zukunftsweisende Konzepte zur Unterstützung von Seniorinnen und Senioren. Mit dem Thema „Ehrenamt und Hauptamt im Quartier. Soziale Räume im Alter gestalten“ wendet sich die aktuelle Ausschreibung an gemeinnützige Vereine, Einrichtungen, Dienste, Stiftungen, Ehrenamts- und Freiwilligenagenturen, Kirchengemeinden, Kommunen und andere gemeinnützige Träger der deutschen Altenhilfe. Drei Preise im Wert von insgesamt 20 000 Euro belohnen erfolgreich abgeschlossene Projekte, die ein möglichst gut vernetztes, gemeinwesenorientiertes Angebot im Wohnbereich bieten und durch bürgerschaftliches und professionelles Engagement eine bedarfsgerechte Versorgungsstruktur bereitstellen. Ausdrücklich erwünscht ist die Einbindung von Menschen mit Migrationsgeschichte. Wer teilnehmen möchte, findet die Bewerbungsunterlagen und weitere Informationen im Internet unter www.deutscher-altenhilfe.de. Einsendeschluss ist der 30. September 2010. *Quelle: Mitteilung des Deutschen Roten Kreuzes vom 25.6.2010*

► Soziales

Freiwilligendienste in der Kultur stärken. Der Spitzenverband der Bundeskulturverbände fordert in einer Resolution am 22. Juli von Politik und Kultureinrichtungen, die Jugendfreiwilligendienste im Kulturbereich zu stärken. Aufgrund der hohen Nachfragen sollten Träger und lokale Kultureinrichtungen bis 2020 die zur Verfügung stehenden Plätze um das Zehnfache aufstocken, so der Deutsche Kulturrat e.V. Ab September 2010 stehen 1100 Einsatzstellen im Freiwilligen Sozialen Jahr Kultur (FSJ Kultur), in den internationalen Freiwilligendiensten „Kulturweit“ und „Weltwärts“ sowie im Freiwilligen Sozialen Jahr in der Denkmalpflege bereit. Finanziell absichern müssten die geforderten 11 000 Einsatzstellen der Bund und die Länder, so der Kulturrat. Der Spitzenverband wendet sich zudem gegen eine Übertragung von Aufgaben im Bereich der Freiwilligendienste an das Bundesamt für den Zivildienst. Die Resolution im Internet: w.kulturrat.de/detail.php?detail=1835&rubrik=4 Quelle: Pressemitteilung des Nachrichtendienstes Bürgergesellschaft vom Juli 2010

Interkulturelle Öffnung von drei Berliner Jobcentern. Der erfolgreiche Prozess einer interkulturellen Organisationsentwicklung. Hrsg. Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales. Selbstverlag. Berlin 2010, 28 S., kostenlos *DZI-D-9137*

Aufgrund der überdurchschnittlich hohen Arbeitslosigkeit von Migrantinnen und Migranten initiierte der Berliner Senat im Jahr 2007 einen interkulturellen Organisationsentwicklungsprozess in den Jobcentern der Bezirke Fried-

richshain-Kreuzberg, Lichtenberg und Tempelhof-Schöneberg. Erarbeitet wurden Strategien wie beispielsweise ein Controlling zu den Vermittlungserfolgen, die Überprüfung und Prävention von Diskriminierung und die Verbesserung der interkulturellen Kompetenz der zuständigen Fachkräfte. Diese Broschüre beschreibt die Umsetzung des Projekts und dessen Bewertung durch die Geschäftsführer der beteiligten Jobcenter. Hrsg.: Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales, Der Beauftragte des Senats von Berlin für Integration und Migration, Potsdamer Straße 65, 10785 Berlin, Tel.: 030/90 17 23 51, E-Mail: Integrationsbeauftragter@intm.gv.berlin.de

Forderung nach Sozialausgleich in der Krankenversicherung. In einer öffentlichen Anhörung des Gesundheitsausschusses im Bundestag am 7. Juli dieses Jahres forderte der Spitzenverband der gesetzlichen Krankenversicherung (GKV) höhere Zuweisungen für Menschen, deren Einkommen aus Arbeitslosengeld II besteht. Bislang erhielten die Kassen für diese mit 126,05 Euro pro Person nur knapp die Hälfte der tatsächlich anfallenden Kosten. Grundlage der Anhörung waren vier Anträge und ein Gesetzentwurf der Oppositionsfractionen. Da privat versicherte Personen seit dem 1. Januar 2009 bei einem Eintritt in den Alg-II-Bezug nicht mehr in die GKV wechseln können, fordern die Grünen, den Beitragssatz der privat versicherten Alg-II-Betroffenen auf die Höhe des Zuschusses für die gesetzlich Versicherten zu verringern. Als Alternative schlägt Die Linke vor, dass privat versicherte Alg-II-Bedürftige einen Ausgleich in voller Höhe des Basisbeitrags erhalten sollten

Wir denken weiter.

Zum Beispiel für die Beurteilung von Investitionsentscheidungen.

Dafür haben wir ein Analyse-Paket entwickelt, das Ihnen Sicherheit gibt, Ihre beabsichtigte Investition in allen Belangen vorher durchleuchtet zu haben.

Sprechen Sie uns an. Wir haben die Lösung.

Die Bank für Wesentliches.

www.sozialbank.de



Bank
für Sozialwirtschaft

und die Mindestbeiträge derjenigen Selbständigen, die ohne Angestellte arbeiten, von derzeit knapp 200 auf etwa 130 Euro zu senken. Die SPD spricht sich dafür aus, zu den paritätisch von Arbeitnehmenden und Arbeitgebern finanzierten Beitragssätzen zurückzukehren und die Möglichkeit zur Erhebung von Zusatzbeiträgen ersatzlos zu streichen. *Quelle: Das Parlament 12.7.2010*

Die Reform der Armenpflege. Eine Denkschrift von Albert Doell. Hrsg. Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge. Selbstverlag. Berlin 2009, 66 S., EUR 19,80 *DZI-D-9039*

Mit seiner im Jahre 1880 erschienenen Denkschrift initiierte der ehemalige Senator und Leiter des Armenwesens in Gotha, Albert Doell, die erste deutsche Armenpflegerkonferenz und in deren Folge die Gründung des „Deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit“, im Jahr 1919 umbenannt in „Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge“. Ziel der Denkschrift war es, Missstände der von kommunalen Behörden und Privatwohlthätigkeit betriebenen Armenpflege zu benennen und Reformvorschläge zu unterbreiten. Sie zeigt damit anschaulich die Anfänge des Fürsorgewesens, das noch weitgehend zersplittert und ungeregt war. Zugleich erörtert Doell Fragen und Probleme, die den Sozialstaat bis heute prägen, wie Kriterien für „Hilfsbedürftigkeit“ und die Verhinderung von „Sozialleistungsmissbrauch“. Der Deutsche Verein hat die Denkschrift nun als Faksimile in einer gebundenen Ausgabe neu herausgegeben, ergänzt um weitere Dokumente von Albert Doell und mit einer historischen Einführung versehen. Die Publikation wendet sich an diejenigen, die sich für die Geschichte des deutschen Fürsorgewesens und für die Gründung des Deutschen Vereins interessieren. Bestellanschrift: Eigenverlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge e.V., Michaelkirchstraße 17/18, 10179 Berlin

► Gesundheit

Früherkennung und Impfungen im Überblick. Im Rahmen einer Präventionsinitiative haben die Kassenärztliche Bundesvereinigung (KBV) und die Kassenärztlichen Vereinigungen (KVen) einen Info-Flyer zu den jeweils finanzierten Angeboten der Früherkennung entwickelt. Dieser „Vorsorge-Checker“ dokumentiert in tabellarischer Form, wann welche Untersuchungen anfallen und enthält Hinweise zu den empfohlenen Impfungen sowie ein Formblatt für die individuelle Terminplanung. Vorgesehen sind weitere Maßnahmen, wie zum Beispiel ein Einladungsverfahren zur kostenfreien Krebsvorsorge. Der Flyer kann von Ärztinnen und Ärzten bei den Versicherungen bestellt werden und steht im Internet unter www.kbv.de/themen/26342 zum Download bereit. *Quelle: KBV Klartext Juli 2010*

Online-Beratung der Caritas. Für Menschen mit Behinderung oder psychischer Erkrankung bietet die Caritas erstmals eine bundesweite anonyme Online-Beratung. Ein Link auf der Internet-Seite www.beratung-caritas.de führt auf eine Benutzeroberfläche, wo nach Eingabe der Postleitzahl, eines Passworts und eines Benutzernamens Fragen gestellt werden können, die werktags innerhalb von 48 Stunden beantwortet werden. Qualifizierte Fachkräfte in den örtlichen Caritas-Beratungsstellen erteilen Auskünfte wie beispielsweise zu rechtlichen Angelegenheiten, zum Umgang

mit Behörden und zu wohnortnahen Anlaufstellen. Um den Datenschutz zu wahren, werden die Nachrichten verschlüsselt übertragen. *Quelle: Stimme der Familie 3.2010*

Einheitliche Telefonnummer für ärztlichen Bereitschaftsdienst ab 2011. Unter der neuen bundeseinheitlichen und entgeltfreien Rufnummer 11 61 17 können Patienten ab dem kommenden Jahr außerhalb der Praxiszeiten kostenlos den ärztlichen Bereitschaftsdienst erreichen. Diese Nummer sollten Bürger und Patienten abends, am Wochenende und an Feiertagen griffbereit haben. Die Bereitschaftsdienst-Telefonnummer darf nicht mit dem Notdienst verwechselt werden, der in lebensbedrohlichen Situationen Hilfe leistet. *Quelle: Pressemitteilung der Kassenärztlichen Bundesvereinigung vom 12.7.2010*

Modellprojekt für vernetzte Betreuung bei Demenz. Unter Federführung der Gerontopsychiatrischen Beratungsstelle ambet e.V. findet derzeit in der Region Braunschweig das im Wesentlichen vom Niedersächsischen Sozialministerium und den Pflegekassen finanzierte Modellprojekt „Frühzeitige Interventionen in der hausärztlichen Versorgung Demenzkranker durch Implementierung nichtärztlicher Beratungs- und Unterstützungsangebote im Rahmen der Pflegeversicherung“ (FIDEM) statt, um verschiedene Hilfeformen für Menschen mit Demenz und deren pflegende Angehörige wirksam zu koordinieren. Zur Verbesserung der sich an die hausärztliche Betreuung anschließenden Versorgung sollen das medizinische Fachpersonal sowie Mitarbeitende in Beratungs- und Betreuungsdiensten bei der Bildung neuer Kooperationsformen und Netzwerke unterstützt werden. Darüber hinaus werden Hausärztinnen und Hausärzte in Schulungen zur eigenständigen Durchführung von Demenztests qualifiziert. Das von der Landesvereinigung für Gesundheit in Hannover evaluierte, dreijährige Projekt differenziert nach städtischen, kleinstädtischen und ländlichen Siedlungsstrukturen und zielt auf die Erarbeitung konkreter Empfehlungen für die Praxis. *Quelle: Impulse 2.2010*

Gerichtsurteil zur Pflegezeit. Das Arbeitsgericht Stuttgart entschied in einem Urteil vom 24.9.2009, dass die für maximal sechs Monate vorgesehene Pflegezeit nach § 3 des Pflegezeitgesetzes (PflegeZG) nicht in mehrere kürzere Pflegephasen aufgeteilt werden darf. Geklagt hatte ein Arbeitnehmer, der nach einer fünftägigen Pflegezeit im Juli 2009 seine Mutter Ende Dezember desselben Jahres erneut für zwei Tage pflegen wollte, was beim Arbeitgeber nicht auf Verständnis traf. Das Gericht begründete seine Entscheidung unter anderem damit, dass eine kurzfristig in einer akuten Situation in Anspruch genommene Pflegezeit nach § 2 PflegeZG nur dann verlängert werden könne, wenn ein Wechsel der Pflegeperson aus einem wichtigen Grund außer Frage stehe. Die Pflegezeit nach § 3 PflegeZG sei prinzipiell für einen längeren durchgehenden Zeitraum konzipiert und könne deshalb vom Kläger nicht sukzessive geltend gemacht werden. Da § 5 PflegeZG einen Kündigungsschutz von der Anmeldung bis zur Beendigung einer Pflegezeit garantiere, entstünden durch eine in Intervallen wahrgenommene Freistellung Möglichkeiten des Rechtsmissbrauchs. Die Pflegezeit nach § 3 PflegeZG könne pro pflegebedürftigem nahem Angehörigen nur einmal ununterbrochen bis zu einer Gesamtdauer von längstens

sechs Monaten beansprucht werden. *Quelle: Sozial- und Arbeitsrechtlicher Nachrichten-Dienst 4.2010*

► Jugend und Familie

Bildschirmmedien begünstigen ADHS. Wie eine fünfjährige Längsschnittstudie der Universität Braunschweig an 262 Familien zeigte, sind Kinder zwischen zwei und fünf Jahren, die täglich mehrere Stunden Medien wie das Fernsehen, Spielkonsolen oder Videos nutzen, besonders gefährdet, an einer Aufmerksamkeitsdefizit-/Hyperaktivitätsstörung (ADHS) zu erkranken. Erhöht wird die Aussagekraft dieses Befundes durch die Tatsache, dass auch die Einflüsse weiterer Faktoren wie der Intelligenz, vorheriger Symptome, des sozioökonomischen Status und mütterlichen Erziehungsverhaltens untersucht wurden. Um das gesundheitliche Risiko einzudämmen, sei es wichtig, Eltern im Hinblick auf die Reglementierung der Bildschirmgewohnheiten zu beraten. *Quelle: Vierteljahresschrift für Heilpädagogik und ihre Nachbargebiete 2010; 79(1):50-65*

Mehr Väter kümmern sich um kranke Kinder. Laut einer Statistik der Deutschen Angestellten- Krankenkasse (DAK) stieg die Anzahl der Männer, die wegen einer Erkrankung ihres Kindes der Arbeit fernblieben, in den letzten beiden Jahren um mehr als 40 %. So hätten sich die von Vätern eingereichten Anträge auf Kinderpflege-Krankengeld von 9 700 im Jahr 2007 auf 13 500 im Jahr 2009 erhöht, wobei ihr Anteil in Berlin und Brandenburg mit über 12 % denjenigen in Bayern und Baden-Württemberg (jeweils 9 %) traditionsgemäß übertreffe. Trotz der insgesamt noch immer relativ geringen männlichen Beteiligung an der Betreuung kranker Kinder zeige sich hier seit Langem ein stetiger Trend zu mehr Partnerschaftlichkeit. *Quelle: praxis+recht 3.2010*

Integrationsprojekt für arbeitslose Jugendliche. In Kooperation mit der Dienststelle für Personen mit Behinderungen im belgischen St. Vith bietet das Potsdamer Berufsbildungswerk im Oberlinhaus seit Oktober letzten Jahres eine Initiative zur Integration von arbeitslosen Jugendlichen mit einer Behinderung. Das vom Europäischen Sozialfonds geförderte Qualifizierungsprojekt „Integration durch Austausch“ zielt auf die Vermittlung französischer Sprachkenntnisse und interkultureller Kompetenzen im Rahmen eines Auslandsaufenthaltes. Bis April 2012 können insgesamt 100 junge Menschen aus dem SGB-II-Bereich teilnehmen, deren Übergang ins Erwerbsleben sich trotz abgeschlossener Ausbildung schwierig gestaltet. Das Projekt ist dreistufig aufgebaut und beinhaltet einen vierwöchigen Vorbereitungskurs in Potsdam, ein achtwöchiges Praktikum in Belgien und eine Nachbegleitung mit aktiven Vermittlungshilfen. Nähere Informationen stehen im Internet unter www.esf.de/portal/generator/770/programm. *Quelle: Berliner Behinderten-Zeitung 7/8.2010*

Integration von jungen Migrantinnen und Migranten als Aufgabe der öffentlichen Kinder- und Jugendhilfe. Hrsg. Zentrum Bayern Familie und Soziales. Bayerisches Landesjugendamt. Selbstverlag. München 2009, 85 S., EUR 4,50 *DZI-D-9023*
Im Juni 2008 fand zum Thema der „Integration von jungen Migrantinnen und Migranten und ihren Familien als Aufgabe der öffentlichen Kinder- und Jugendhilfe“ die 14.

Gesamtbayerische Jugendamtleitungstagung statt, deren Beiträge in dieser Broschüre zusammengestellt sind. Das Interesse galt vor allem der Frage, mit welchen Ansätzen sich die Kinder- und Jugendhilfe auf die Zielgruppe der Menschen mit Migrationshintergrund bezieht. Dokumentiert werden hier auch die Ergebnisse der Enquete-Kommission „Jungsein in Bayern – Zukunftsperspektiven für die kommenden Generationen“ und die Arbeit entsprechender Initiativen und Projekte in Bayern. Ein Ausblick auf die Aufgaben der Kinder- und Jugendhilfe liefert weitere Anhaltspunkte für die Praxis. Empfohlen wird neben der Schaffung von mehr Chancengleichheit eine stärkere Ressourcenorientierung, eine bessere Kooperation der Kinder- und Jugendhilfe mit den Migrantenorganisationen und den Jugendmigrationsdiensten und eine intensivere Sprachförderung im Rahmen der Kindertagesbetreuung und der Schule. Bestellanschrift: Zentrum Bayern Familie und Soziales, Marsstraße 46, 80335 München, Tel. 089/12 61-24 41, E-Mail: poststelle@zbfs-blja.bayern.de

Web-Portal für Kinder. Unter der Anschrift www.clip.klapp.de bietet das Deutsche Kinderhilfswerk seit Juli dieses Jahres ein Videportal für Kinder im Alter von acht bis zwölf Jahren. Diese können unter Betreuung einer medienpädagogischen Redaktion an Web 2.0-Angeboten im Internet teilnehmen, ein eigenes Profil erstellen, Videos schauen, Filme hochladen oder eigene Trickfilme basteln. Auf Wunsch lernen sie, mit der Kamera umzugehen und bekommen Antworten auf Fragen zu eigenen Videos. Die vom Bundesfamilienministerium geförderte Plattform kann auch von Eltern, Lehrerinnen, Lehrern und sozialpädagogischen Fachkräften genutzt werden und eröffnet diesen Informationen, Anregungen und Möglichkeiten zum gegenseitigen Austausch. *Quelle: Newsletter des Deutschen Kinderhilfswerkes vom 8.7.2010*

► Ausbildung und Beruf

Fortbildung im Bereich Suchtprävention. Das Kompetenzzentrum IBS Berlin e.V. bietet von September 2010 bis Mai 2011 eine offene Fortbildungsreihe zu Fragen des betrieblichen Gesundheitsmanagements und der Suchtprävention mit Themen wie beispielsweise Alkoholabhängigkeit, Familientherapie bei Drogenmissbrauch, Mind Doping, Resilienz, Konfliktmanagement und Coaching. Wer sich für diese Inhalte interessiert, findet das Kursprogramm im Internet unter www.ibs-berlin.net, Link: Neue Ausbildung für Kollegale Berater/innen in der Betrieblichen Suchtprävention 2010/11. *Quelle: Nachricht des IBS Berlin e.V. vom 14.6.2010*

Professionelles Management von Ehrenamtlichen. Das Fort- und Weiterbildungsangebot der Fachhochschule Würzburg-Schweinfurt in Kooperation mit der Evangelischen Hochschule für angewandte Wissenschaften, Nürnberg, sowie der Katholischen Stiftungsfachhochschule München richtet sich vorrangig an alle, die die Integration von Ehrenamtlichen in soziale Einrichtungen oder die Begleitung und Gestaltung bürgerschaftlichen Engagements in unterschiedlichen Bereichen auf eine professionelle Basis stellen wollen. Die Teilnehmenden sollten aufgrund einschlägiger Berufsausbildung oder als Entscheidungsträger und -trägerinnen in Organisationen oder Vereinen bereits Erfahrung mit dem Thema Ehrenamt gesammelt

haben. Die Teilnahmegebühr beträgt 1450 Euro. Der Anmeldeschluss ist am 9. Dezember 2010. Mit der Teilnahme an allen ganztägigen Modulen und einer Abschlusspräsentation erhalten die Teilnehmenden am Ende des Kurses ein Fort- und Weiterbildungszertifikat der drei Hochschulen auf Basis der Hochschul-Kooperation Ehrenamt. Information: Campus Weiterbildung, Hochschule für angewandte Wissenschaften Würzburg, Münzstr. 12, 97070 Würzburg, Tel.: 09 31/35 11-144, E-Mail: campus.weiterbildung@fhws.de *Quelle: Pressemitteilung der Hochschule für angewandte Wissenschaften Fachhochschule Würzburg-Schweinfurt vom 21.7.2010*

Studie zum Beschäftigungswachstum in akademischen Spinoffs. Als Ausgründungen aus Universitäten und anderen Forschungseinrichtungen bieten akademische Spinoffs eine Möglichkeit, wissenschaftliche Erkenntnisse ohne große Umwege in die Praxis umzusetzen. Eine Studie des Zentrums für Europäische Wirtschaftsforschung in Mannheim untersuchte nun den Einfluss der personellen Interdisziplinarität auf das Beschäftigungswachstum in diesen Einrichtungen. Die Ergebnisse deuten zwar darauf hin, dass im Team gegründete Spinoffs effektiver sind als solche, die von Einzelpersonen errichtet wurden. Ein Zusammenhang mit der Interdisziplinarität konnte jedoch nur in Unternehmen aus dem Ingenieurssektor festgestellt werden, wo sich bei Mitwirkung einer wirtschaftswissenschaftlichen Fachkraft größere Erfolge in der Schaffung von Arbeitsplätzen zeigten. Entgegen den Erwartungen habe die fachliche Heterogenität der Gründungsriege im Allgemeinen keine Auswirkungen auf die Beschäftigungsentwicklung in akademischen Spinoffs. Die gesamte englischsprachige Studie steht mit einer deutschen Zusammenfassung im Internet unter www.zew.de/publikation5706. *Quelle: Mitteilung des ZEW vom 1.6.2010*

Gutes tun und gutes Lernen: Bürgerschaftliches Engagement und Service-Learning an Hochschulen. Evaluation des Projekts UNIAKTIV an der Universität Duisburg-Essen. Von Michael Jaeger und anderen. Hrsg. HIS-Hochschul-Informations-System GmbH. Selbstverlag. Hannover 2009, 184 S., EUR 20,- *DZI-D-9139* UNIAKTIV, das Zentrum für gesellschaftliches Lernen und soziale Verantwortung, wurde im Oktober 2005 an der Universität Duisburg-Essen mit dem Ziel gegründet, Studierende in freiwilliges gesellschaftliches Engagement zu vermitteln, das im Rahmen des Service-Learning mit der Lehre an der Universität verbunden wird. Die vorliegende Evaluation beschreibt neben dem aktuellen Forschungsstand zu diesem Thema den wissenschaftlichen Hintergrund, den bisherigen Verlauf, die Vernetzungen und die Wirkungen des Projekts UNIAKTIV als Grundlage für Empfehlungen zur zukünftigen Steuerung und Weiterentwicklung der Initiative. Bestellanschrift: HIS-Hochschul-Informations-System GmbH, Gosseriede 9, 30159 Hannover

Tagungskalender

26.9.2010 Berlin. Fachvortrag: Elsa und Hermann Strauss, zur Entstehung der modernen Krankenhaussozialarbeit in Deutschland. Information: Berliner Medizinhistorisches Museum der Charité, Schumannstraße 20, 10117 Berlin, Tel.: 030/450 536 156, E-Mail: jane.kaminski@charite.de

13.-14.10.2010 Darmstadt. Fachtagung: Rendite durch Wohnen und Leben, Potentiale gemeinschaftlicher Wohnformen. Information: Schader-Stiftung, Goethestr. 2, 64285 Darmstadt, Tel.: 061 51/17 59-0, E-Mail: kontakt@schaderstiftung.de

21.-23.10.2010 Köln. 4. internationale ERIS-Konferenz: Social Work and Diversity. Looking at Gender, Class, Race and Religion. Information: Katholische Hochschule NRW, Wörthstraße 10, 50668 Köln. Tel.: 02 21/77 57-434, E-Mail: eris@katho-nrw.de

22.-23.10.2010 Gelsenkirchen. Jobmesse Medizin und Gesundheit. Information: vdB Public Relations, Pressestelle Wissenschaftspark, Munscheidstraße 14, 45886 Gelsenkirchen. Tel.: 02 09/167 12 48, E-Mail: info@vdbpr.de

25.-26.10.2010 Zürich. Tagung: Grenzen-Los. Freiwilliges Engagement in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Information: Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft, Schaffhauserstrasse 7, CH-8042 Zürich, Tel.: 0041/44/366 50 30, E-Mail: info@sgg-ssup.ch

27.-28.10.2010 Mainz. Systemischer Methodenworkshop: Fortbildung in der Ambivalenz- und Teilarbeit. Information: Institut für Fort- und Weiterbildung der Katholischen Fachhochschule Mainz, Saarstraße 3, 55122 Mainz, Tel.: 061 31/28944-43, E-Mail: ifw@kfh-mainz.de

29.10.2010 Berlin. Fachtag des Arbeitskreises „Straffälligen- und Opferhilfe“ des Paritätischen Berlin: Brücken zwischen opfer- und täterorientierter Sozialarbeit. Information: Paritätischer Wohlfahrtsverband Berlin e.V., Brandenburgische Straße 80, 10713 Berlin, Tel.: 030/860 01 122, E-Mail: Groos@paritaet-berlin.de

5.-7.11.2010 Rothenburg o.d. Tauber. Fachtagung: Mein Kind soll es mal besser machen. Kindeswohl und neue Herausforderungen in der Erziehung. Information: Evangelische Akademie Tutzing, Schlossstraße 2+4, 82327 Tutzing, Tel.: 081 58/251-128, E-Mail: niedermaier@ev-akademie-tutzing.de

6.11.2010 Berlin. Tagung: Mit Autismus in die Arbeitswelt. Information: autismus Deutschland e.V., Bebelallee 141, Hamburg, Tel.: 040/511 56 04, E-Mail: info@autismus.de

Bibliographie Zeitschriften

1.00 Sozialphilosophie / Sozialgeschichte

Dalhaus, Eva: „Subjektives Bildungswissen“: Implikationen für die Beschreibung und Analyse herkunftsspezifischer Unterschiede in Bildungspraxis und -vorstellung. - In: ZSE ; Jg. 30, 2010, Nr. 2, S. 166-180. *DZI-3035*

Mengel, Hans-Joachim: Homosexualität und internationaler Menschenrechtsschutz. - In: Aus Politik und Zeitgeschichte ; 2010, Nr. 15-16, S. 33-40. *DZI-3059*

Pokoyski, Ronald: Religion und Kultur: Oder – wie Fundamentalismus entstehen kann. - In: Das Baugerüst ; Jg. 62, 2010, Nr. 2, S. 16-20. *DZI-1748*

2.01 Staat/Gesellschaft

Böninghausen, Inge von: Zwischen Patriotismus und Pazifismus: Das friedenspolitische Engagement der Frauenbewegungen in Deutschland vom 19. Jahrhundert bis heute. - In: Frauenrat ; Jg. 59, 2010, Nr. 2, S. 27-29. *DZI-0504z*

Dahme, Heinz-Jürgen: Gemeinsinn in der Wettbewerbsgesellschaft? Thesen zu Theorie und Praxis einer nationalen Engagementpolitik. - In: Neue Praxis ; Jg. 40, 2010, Nr. 1, S. 38-55. *DZI-2387*

Düring, Sonja: Von Helden und Prinzessinnen – allmächtig und begehrenswert wie gefährlich sind die Spiegelungen im Netz? - In: Pro Familia: Pro Familia Magazin ; Jg. 38, 2010, Nr. 2, S. 14-15. *DZI-2643z*

Morgan, Alun: Looked after young people and their social work managers: A study of contrasting experiences of using computer-assisted-self-interviewing (A-CASI). - In: The British Journal of Social Work ; Jg. 40, 2010, Nr. 2, S. 445-461. *DZI-2406*

Pietrzyk, Ulrike: Ehrenamt – geschenkt, aber nicht umsonst. - In: neue caritas ; Jg. 111, 2010, Nr. 8, S. 9-11. *DZI-0015z*

2.02 Sozialpolitik

Alt, Christian: In der Negativ-Spirale. - In: Deutsches Jugendinstitut München: DJI-Bulletin ; 2010, Nr. 1, S. 7-9. *DZI-3067*

Behringer, Friederike: EU-Benchmarks 2010 zur allgemeinen und beruflichen Bildung als Element der Lissabon-Strategie. - In: Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis ; Jg. 39, 2010, Nr. 3, S. 16-20. *DZI-2660z*

Goeschel, Albrecht: Lebenslagen-Medizin: Antwort der Wohlfahrtsverbände auf die Priorisierungsdebatte. - In: Verhaltenstherapie & psychosoziale Praxis ; Jg. 42, 2010, Nr. 2, S. 406-412. *DZI-2944*

Hustedt, Thuid: Wissen ist Macht? Wissenschaftliche Politikberatung der Bundesregierung. - In: Aus Politik und Zeitgeschichte ; 2010, Nr. 19, S. 15-21. *DZI-3059*

Molinario, Alexandra: Gemeinsames Engagement für Partizipation: Wie Jugendparlamente und offene Jugendarbeit voneinander profitieren können. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 42, 2010, Nr. 3, S. 40-41. *DZI-2220z*

Moser, Nina-Tamara: Prävention als Aufgabe der Rentenversicherung: Innovative Modelle ergänzen bewährte Konzepte. - In: Die Rehabilitation ; Jg. 49, 2010, Nr. 2, S. 80-86. *DZI-1523*

2.03 Leben/Arbeit/Beruf

Binggeli, Ursula: Schöner wohnen für alle: Verein Casanostra – wo Immobilienverwaltung und Sozialarbeit Hand in Hand gehen. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 42, 2010, Nr. 3, S. 8-10. *DZI-2220z*

Bott, Peter: MINT-Berufe – die Not ist nicht so groß wie oft behauptet! Analysen aus der ersten BIBB-IAB-Qualifikations- und Berufsfeldprojektion. - In: Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis ; Jg. 39, 2010, Nr. 3, S. 40-44. *DZI-2660z*

Fein, Renate: Vom Gärtner zum Kindergärtner: In Frankfurt am Main geht man neue Wege zur Personalgewinnung für den Beruf Erzieher. - In: Welt des Kindes ; Jg. 88, 2010, Nr. 3, S. 16-18. *DZI-3046*

Heugten, Kate van: Bullying of social workers: Outcomes of a grounded study into impacts and interventions. - In: The British Journal of Social Work ; Jg. 40, 2010, Nr. 2, S. 638-655. *DZI-2406*

Kubis, Herbert: Das Usher-Syndrom. - In: Hörgeschädigtenpädagogik ; Jg. 64, 2010, Nr. 2, S. 61-65. *DZI-1542*

Otto, Friederike: Qualitätsmanagement und Praxisforschung im Klinikverbund von Mutter-/Vater-Kind-Einrichtungen. - In: Die Rehabilitation ; Jg. 49, 2010, Nr. 2, S. 105-113. *DZI-1523*

Riepe, Matthias: Lebensqualitätsforschung bei Demenzerkrankten ist sinnlos. - In: Psychiatrische Praxis ; Jg. 37, 2010, Nr. 4, S. 164-166. *DZI-2574*

3.00 Institutionen und Träger sozialer Maßnahmen

Brettnich, Kirsten: Viel zu früh und viel zu klein, aber nicht allein der Bundesverband „Das frühgeborene Kind“ e.V. - In: Frühe Kindheit ; Jg. 13, 2010, Nr. 1, S. 36-37. *DZI-3047*

Forrer Kasteel, Esther: Chancengerechtigkeit in Tagesschulen: Erste Ergebnisse aus der Evaluation „Projekt Tagesschulen in Basel-Stadt“. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 42, 2010, Nr. 3, S. 21-23. *DZI-2220z*

Sura, Martin: Gemeinnützige Verbandstätigkeit im Licht des Kartellrechts. - In: neue caritas ; Jg. 111, 2010, Nr. 8, S. 17-20. *DZI-0015z*

4.00 Sozialberufe / Soziale Tätigkeit

Brüll, Matthias: Beruf Tagesmutter. - In: Deutsches Jugendinstitut München: DJI-Bulletin ; 2010, Nr. 1, S. 25-26. *DZI-3067*

Gleich, Johann Michael: Patentrezept Akademisierung? Welchen Beitrag kann die Ausbildung von Erzieherinnen an der Hochschule zur Behebung des Fachkräftemangels leisten? - In: Welt des Kindes ; Jg. 88, 2010, Nr. 3, S. 13-15. *DZI-3046*

Kobelt Neuhaus, Daniela: Partnerschaftlich mit Eltern zusammenarbeiten: 1. Bild – der Erstkontakt. - In: Kindergarten heute ; Jg. 40, 2010, Nr. 5, S. 8-15. *DZI-3048*

Otto, Hans-Uwe: Päderastie – sexueller Missbrauch – pädagogisches Desaster. - In: Neue Praxis ; Jg. 40, 2010, Nr. 1, S. 107-108. *DZI-2387*

Schumacher, Saskia: Die Arbeit der Sonderpädagoginnen und Sonderpädagogen in der Schulanfangsphase und Ambulanz in Berlin-Tempelhof. - In: Sonderpädagogik in Berlin ; Jg. 57, 2010, Nr. 1, S. 26-29. *DZI-2690z*

Sell, Stefan: Was tun gegen den Fachkräftemangel? - In: Welt des Kindes ; Jg. 88, 2010, Nr. 3, S. 8-11. *DZI-3046*

Stirling, Blair: A comparative survey of Aotearoa New Zealand and UK social workers on the role of religion and spirituality in practice. - In: The British Journal of Social Work ; Jg. 40, 2010, Nr. 2, S. 602-621. *DZI-2406*

Züchner, Ivo: Nach dem sozialpädagogischen Jahrhundert – zur aktuellen Entwicklung des Arbeitsmarktes für soziale Berufe. - In: Neue Praxis ; Jg. 40, 2010, Nr. 1, S. 56-70. *DZI-2387*

5.01 Sozialwissenschaft / Sozialforschung

Ginger, Christine: Gewinnbringer Ehrenamt. - In: neue caritas ; Jg. 111, 2010, Nr. 8, S. 12-15. *DZI-0015z*

Sheppard, Michael: The parent concerns questionnaire: reliable and valid common assessment framework for child and family social care. - In: The British Journal of Social Work ; Jg. 40, 2010, Nr. 2, S. 371-390. *DZI-2406*

Speck, Otto: Auswirkungen neurobiologischer Erkenntnisse auf die professionelle Erziehung. - In: Jugendhilfe ; Jg. 48, 2010, Nr. 2, S. 61-64. *DZI-1188*

5.02 Medizin/Psychiatrie

Auhagen-Stephanos, Ute: Technisch erzeugte Kinder – arme Kinder? - In: Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie ; Jg. 41, 2010, Nr. 146, S. 155-172. *DZI-2486z*

Greve, Nils: Therapeutische Alternativen und Ergänzungen zur psychopharmakologischen Behandlung. - In: Betreuungsrechtliche Praxis ; Jg. 19, 2010, Nr. 2, S. 62-65.

DZI-3018

Mau, Wilfried: Erfordernisse der Ausbildung zur Rehabilitation in der humanmedizinischen Lehre: Positionspapier der Deutschen Gesellschaft für Rehabilitationswissenschaften (DGRW). - In: Die Rehabilitation ; Jg. 49, 2010, Nr. 2, S. 114-119. *DZI-1523*

Rad, Kathrin von: Entlassungsplanung bei Menschen mit hoher Inanspruchnahme psychiatrischer Versorgung in einer randomisierten kontrollierten Multizenterstudie: Entwicklung und Beschreibung der Intervention. - In: Psychiatrische Praxis ; Jg. 37, 2010, Nr. 4, S. 191-195. *DZI-2574*

Reiter, Maria: Begleitkonzepte für Eltern frühgeborener Kinder: Teil 2. - In: Heilpädagogische Gesellschaft Österreich: Heilpädagogik ; Jg. 53, 2010, Nr. 3, S. 2-11. *DZI-1489*

5.03 Psychologie

Dürr, Barbara: „Ich habe so Angst, meine Kleine fallenzulassen“. - In: Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie ; Jg. 41, 2010, Nr. 146, S. 219-231. *DZI-2486z*

Eggeling, Tatjana: Homosexualität und Fußball – ein Widerspruch? - In: Aus Politik und Zeitgeschichte ; 2010, Nr. 15-16, S. 20-26. *DZI-3059*

Eichenberg, Christiane: Neue Beziehungswelten durch neue Medien? Interview mit der Internetpsychologin Christiane Eichenberg. - In: Pro Familia: Pro Familia Magazin ; Jg. 38, 2010, Nr. 2, S. 10-12. *DZI-2643z*

Satilmis, Ayla: Dialog auf Augenhöhe? Anmerkungen zu Schief lagen im interreligiösen und interkulturellen Austausch. - In: Das Baugerüst ; Jg. 62, 2010, Nr. 2, S. 38-43. *DZI-1748*

Stiels-Glenn, Michael: Zur ambulanten psychotherapeutischen Versorgung pädosexueller Patienten. - In: Recht & Psychiatrie ; Jg. 28, 2010, Nr. 2, S. 74-80. *DZI-2943*

Theunissen, Georg: Pädagogische Kunsttherapie und positive Verhaltensunterstützung: Interventionen bei Verhaltensauffälligkeiten von Kindern mit Lernschwierigkeiten und Entwicklungsstörungen. - In: Heilpädagogische Gesellschaft Österreich: Heilpädagogik ; Jg. 53, 2010, Nr. 3, S. 11-21.

DZI-1489

5.04 Erziehungswissenschaft

Bührmann, Thorsten: Schulverweigerung hat viele Ursachen. - In: neue caritas. *DZI-0015z*

Elsener Koneczny, Esther: Die Herausforderungen außerschulischer Kinderbetreuung: Tagesstrukturen – eine zeitgemäße Betreuungsform für Schulkinder. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 42, 2010, Nr. 3, S. 34-35. *DZI-2220z*

Grob-Menges, Ulla: Zwischen Gering-schätzung und Überforderung: Auf dem Weg zu einer professionellen Kinderbetreuung. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 42, 2010, Nr. 3, S. 15-17. *DZI-2220z*

Hefler, Günter: Zwischen Steuerung und Ritual: Möglichkeiten und Grenzen betrieblicher Nutzung von Weiterbildungsindikatoren aus neoinstitutionalistischer Sicht. - In: Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis ; Jg. 39, 2010, Nr. 3, S. 31-34. *DZI-2660z*

Horsch, Ursula: Bildungsmomente im Dialog: Bildungsanlässe für ein Kind mit CHARGE-Syndrom. - In: Hörgeschädigtenpädagogik ; Jg. 64, 2010, Nr. 2, S. 74-83. *DZI-1542*

Krieg, Elsbeth: Bildungsförderung im Elementarbereich am Beispiel des STEP-Projekts. - In: Unsere Jugend ; Jg. 62, 2010, Nr. 5, S. 207-215. *DZI-0135*

Rathje, Muriel: Sprachspaß: Einfälle für Ihre Spracharbeit mit Kindern – Sprichwörter und Redewendungen. - In: Kindergarten heute ; Jg. 40, 2010, Nr. 5, S. 44-45. *DZI-3048*

Roth, Thomas: Deutschland setzt auf Frühförderung: Frühkindliche Bildungsarbeit in Kitas – Eindrücke einer Bildungsreise nach Deutschland. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 42, 2010, Nr. 3, S. 18-19. *DZI-2220z*

Scourfield, Jonathan: Professional doctorate programmes in social work: the current state of provision in the UK. - In: The British Journal of Social Work ; Jg. 40, 2010, Nr. 2, S. 567-582. *DZI-2406*

Scheele, Andrea: Urheber dialogischer Interaktionen unter spezifischen sensorischen Gegebenheiten: Implementierung einer Pädagogik der Sinne auf Basis neurowissenschaftlicher Erkenntnisse. - In: Hörgeschädigtenpädagogik ; Jg. 64, 2010, Nr. 2, S. 66-72. *DZI-1542*

Spier, Sven: Die richtige Einstellung macht's – Erziehungsleitbilder für die Erziehungshilfe. - In: Jugendhilfe ; Jg. 48, 2010, Nr. 2, S. 80-81. *DZI-1188*

5.05 Soziologie

Murken, Sebastian: Geschlechtsspezifische Unterschiede in der Bewältigung einer Darmkrebserkrankung: Empirische Befunde unter besonderer Berücksichtigung religiösen Copings. - In: Die Rehabilitation ; Jg. 49, 2010, Nr. 2, S. 95-104. *DZI-1523*

Philipp, Maik: „Wenn das rauskommt, das jemand Bücher liest, ist ja uncool“. Zur Rolle der peers in Lesekarrieren. - In: ZSE ; Jg. 30, 2010, Nr. 2, S. 181-195. *DZI-3035*

Spindler, Charlotte: „Wir geben den Menschen Hoffnung und Wertschätzung“. Ayla Drüssel Ayanlar ist stellvertretende Leiterin der Zürcher Beratungsstelle Infodona. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 42, 2010, Nr. 3, S. 36-37. *DZI-2220z*

5.06 Recht

Dillmann, Franz: Globalisierung des Sozialhilferechts inklusive? Zu den Auswirkungen des Übereinkommens der Vereinten Nationen über die Rechte von Menschen mit Behinderungen im SGB XII. - In: Zeitschrift für das Fürsorgewesen ; Jg. 62, 2010, Nr. 5, S. 97-106. *DZI-0167*

Habermeyer, Elmar: Der „freie Wille“ aus medizinischer Sicht: Bedeutung des „freien Willens“ für das Betreuungsrecht. - In: Betreuungsrechtliche Praxis ; Jg. 19, 2010, Nr. 2, S. 69-71. *DZI-3018*

Igel, Ulrike: Der Einfluss von Diskriminierungserfahrungen auf die Gesundheit von MigrantInnen. - In: Psychiatrische Praxis ; Jg. 37, 2010, Nr. 4, S. 183-190. *DZI-2574*

Langen, Tanja von: Die Übernachtung in der Kita: So sorgen Sie richtig vor. - In: Kindergarten heute ; 2010, Nr. 4, S. 34-35. *DZI-3048*

Nothhafft, Susanne: Familienrecht im Wandel. - In: Deutsches Jugendinstitut München: DJI-Bulletin ; 2010, Nr. 1, Beil., S. I-IV. *DZI-3067*

Pütz, Thomas: Sozialpädagogisch begleitetes Jugendwohnen im Sozialrecht: (Teil 1). - In: Unsere Jugend ; Jg. 62, 2010, Nr. 5, S. 226-235. *DZI-0135*

Vahle, Jürgen: Datenschutz im Spiegel der aktuellen Rechtsprechung: ein Überblick über verwaltungsrelevante Entscheidungen (Berichtszeitraum 2008 und 2009). - In: Deutsche Verwaltungspraxis ; Jg. 61, 2010, Nr. 4, S. 134-147. *DZI-2914*

6.00 Theorie

der Sozialen Arbeit

Grand, Oliver: Kinderbetreuung als Soziale Arbeit? Warum wir KindererzieherInnen mit einer Ausbildung an höheren Fachschulen brauchen. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 42, 2010, Nr. 3, S. 24-25. *DZI-2220z*

Rutten, Kris: Narrative and rhetoric in social work education. - In: The British Journal of Social Work ; Jg. 40, 2010, Nr. 2, S. 480-495. *DZI-2406*

6.01 Methoden

der Sozialen Arbeit

Chahoud, André: Blicke hinter die Kulissen: Aus dem „Alltag“ eines Politikberaters. - In: Aus Politik und Zeitgeschichte ; 2010, Nr. 19, S. 34-38. *DZI-3059*

Fichtner, Jörg: Verständnis statt Vorwürfe. - In: Deutsches Jugendinstitut München: DJI-Bulletin ; 2010, Nr. 1, S. 15-17. *DZI-3067*

Porz, Friedrich: Sozialmedizinische Nachsorge nach dem Modell „Bunter Kreis“. - In: Frühe Kindheit ; Jg. 13, 2010, Nr. 1, S. 32-33. *DZI-3047*

Schulz, Andreas: Supervision stärkt – das Team, den Einzelnen, die gesamte Einrichtung. - In: Kindergarten heute ; 2010, Nr. 4, S. 22-27. *DZI-3048*

Sterdt, Elena: Nachsorge im Rahmen der kardiologischen Rehabilitation: Ansätze von Prävention und Gesundheitsförderung. - In: Die Rehabilitation ; Jg. 49, 2010, Nr. 2, S. 87-94. *DZI-1523*

6.02 Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit

Affolderbach, Martin: Interreligiöser Dialog in der Jugendarbeit. - In: Das Baugerüst ; Jg. 62, 2010, Nr. 2, S. 62-67. *DZI-1748*

Lindner, Ronny: Soziale Arbeit für Angehörige von demenzkranken Menschen: Systemtherapeutische Beobachtungen aus der Praxis. - In: Neue Praxis ; Jg. 40, 2010, Nr. 1, S. 70-95. *DZI-2387*

Täubig, Vicki: Kooperation von Jugendarbeit und Schule: Jugendarbeit in lokalen Bildungslandschaften: Theoretische und praktische Perspektiven. - In: Sozial Aktuell ; Jg. 42, 2010, Nr. 3, S. 30-31. *DZI-2220z*

6.03 Rechtsmaßnahmen / Verwaltungsmaßnahmen

Biermann, Henning: Der maßgebliche Zeitpunkt für die Beurteilung der Sach- und Rechtslage in Widerspruchsverfahren und Verwaltungsprozessen: Ein Überblick anhand von Beispielsfällen. - In: Deutsche Verwaltungspraxis ; Jg. 61, 2010, Nr. 4, S. 147-154. *DZI-2914*

6.04 Jugendhilfe

Rauschenbach, Thomas: Alltagsbildung braucht einen Platz in der Schule. - In: neue caritas ; Jg. 111, 2010, Nr. 5, S. 20-23. *DZI-0015z*

Rauschenbach, Thomas: Wo steht die Kinder- und Jugendhilfe? Zwischen Bedeutungszuwachs und Marginalisierung. - In: Neue Praxis ; Jg. 40, 2010, Nr. 1, S. 25-38. *DZI-2387*

6.05 Gesundheitshilfe

Diekmann, Andrea: Die Aufgaben des Betreuers im Aufgabenkreis Gesundheitssorge: Ein Überblick. - In: Betreuungsrechtliche Praxis ; Jg. 19, 2010, Nr. 2, S. 53-57. *DZI-3018*

Morfeld, Matthias: Multimodale Interventionsprogramme in der Rehabilitation von Patienten mit chronischen Rückenschmerzen: Ein Vergleich. - In: Die

Rehabilitation ; Jg. 49, 2010, Nr. 2, S. 66-79. *DZI-1523*

Widera, Teresa: Aktuelles aus der Rehabilitatssicherung: Neue Ergebnisse der Rehabilitandenbefragung. - In: RV aktuell ; Jg. 57, 2010, Nr. 4, S. 153-159. *DZI-0902z*

7.01 Kinder

Bergmann, Christine: „Es geht um sexuelle Gewalt, nicht um Missbrauch“: Gespräch mit Christine Bergmann zur aktuellen Missbrauchsdebatte. - In: Pro Familia: Pro Familia Magazin ; Jg. 38, 2010, Nr. 2, S. 4-6. *DZI-2643z*

Fiehr, Sandra: Kleine Krabblern in freier Wildbahn: Spielräume für Kinder unter drei. - In: Welt des Kindes ; Jg. 88, 2010, Nr. Beil. 3, S. 1-8. *DZI-3046*

Fuchs, Marek: Gewalt an Schulen: Eine Mehrebenen-Analyse zum Einfluss von Sozialisationsbedingungen und Klassenkomposition. - In: ZSE ; Jg. 30, 2010, Nr. 2, S. 134-148. *DZI-3035*

Gerstenberg, Frauke: Wie und wie viel soll man mit ein- und zweijährigen Kindern sprechen? - In: Kindergarten heute ; 2010, Nr. 4, S. 39-41. *DZI-3048*

Heckerens, Hans-Peter: Deutschland ist Mittelmaß: Wohlergehen von Kindern und Jugendlichen im Spiegel des OECD-Kinderberichts 2009. - In: Unsere Jugend ; Jg. 62, 2010, Nr. 5, S. 216-225. *DZI-0135*

Koenen, Marlies: „Sag mal, wie groß ist riesig?“ Kinder entdecken Wörter und ihre Bedeutung. - In: Kindergarten heute ; 2010, Nr. 4, S. 28-31. *DZI-3048*

Mayr, Toni: Entwicklungsauffällige Kinder im Blick: Früherkennung und frühe Hilfen. - In: Kindergarten heute ; 2010, Nr. 4, S. 8-14. *DZI-3048*

Mildenberger, Eva: Familienzentrierte Neonatologie: Rooming-in für kranke Neugeborene. - In: Frühe Kindheit ; Jg. 13, 2010, Nr. 1, S. 6-9. *DZI-3047*

Niklas, Frank: Der Zusammenhang von familiärer Lernumwelt mit schulrelevanten Kompetenzen im Vorschulalter. - In: ZSE ; Jg. 30, 2010, Nr. 2, S. 149-165. *DZI-3035*

Plaß, Angela: Das familienorientierte Forschungs- und Präventionsprojekt CHIMPs (Children of mentally ill parents): Übersicht und aktueller Forschungsstand. - In: Jugendhilfe ; Jg. 48, 2010, Nr. 2, S. 71-75. *DZI-1188*

Quenstedt, Fritz: Chaos im Kinderzimmer: Ein wichtiger Entwicklungsschritt. - In: Behinderten-Zeitschrift ; Jg. 47, 2010, Nr. 2, S. 17-19. *DZI-1809z*

Rathje, Muriel: Sprachspaß: Einfälle für Ihre Spracharbeit mit Kindern: Fantasiewelten sind Sprachwelten. - In: Kindergarten heute ; 2010, Nr. 4, S. 44-45. *DZI-3048*

Richter, Sandra: Essenssituationen entwickungsgerecht gestalten. - In: Kinder-

garten heute ; Jg. 40, 2010, Nr. 5, S. 39-41. *DZI-3048*

Schier, Michaela: Ein Kind, zwei Zuhause. - In: Deutsches Jugendinstitut München: DJI-Bulletin ; 2010, Nr. 1, S. 12-14. *DZI-3067*

Schott, Karin: Leben retten in der Grauzone: Babyklappen und anonyme Geburt. - In: KDFB Engagiert ; 2010, Nr. 4, S. 44-46. *DZI-0503z*

Sistig, Heike: Auch Fernsehen will gelernt sein: Verantwortungsvoll mit dem Medium umgehen. - In: Kindergarten heute ; Jg. 40, 2010, Nr. 5, S. 20-24. *DZI-3048*

Verveur, Doris: Entwicklungsfördernde, familienzentrierte, individuelle Betreuung von Frühgeborenen (EFIB®). - In: Frühe Kindheit ; Jg. 13, 2010, Nr. 1, S. 10-13. *DZI-3047*

Walper, Sabine: „Die Trennung kann für Kinder eine Erlösung sein“. - In: Deutsches Jugendinstitut München: DJI-Bulletin ; 2010, Nr. 1, S. 10-11. *DZI-3067*

Whipple, Ellen Elizabeth: Evaluation of a Healthy Families America (HFA) programme: a deeper understanding. - In: The British Journal of Social Work ; Jg. 40, 2010, Nr. 2, S. 407-425. *DZI-2406*

Wiefel, Andreas: Entwicklungs- und Verhaltensprobleme bei Frühgeborenen: Ein Überblick zur funktionellen und emotionalen Lebensqualität. - In: Frühe Kindheit ; Jg. 13, 2010, Nr. 1, S. 20-23. *DZI-3047*

7.02 Jugendliche

Kopp, Hans Ulrich: Pädagogische Erfahrungen beim Dialog mit dem Pferd. - In: Jugendhilfe ; Jg. 48, 2010, Nr. 2, S. 82-95. *DZI-1188*

Rippl, Susanne: Jugend und Zivilgesellschaft – Grenzen überschreiten? Befunde aus den polnischen, tschechischen und deutschen Grenzregionen. - In: ZSE ; Jg. 30, 2010, Nr. 2, S. 116-133. *DZI-3035*

Scheithauer, Herbert: Das fairplayer. manual zur unterrichtsbegleitenden Förderung sozialer Kompetenzen und Prävention von Bullying im Jugendalter: Ergebnisse der Pilotevaluation. - In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie ; Jg. 59, 2010, Nr. 4, S. 266-281. *DZI-0521*

Sileny, Maria: Virtueller Nervenkitzel. - In: KDFB Engagiert ; 2010, Nr. 4, S. 18-21. *DZI-0503z*

Stephan, Ringo: Jugend + Porno = PädagogInnenpanik? Pro Familia Berlin befragt Jugendliche zu Pornografie und Internet. - In: Pro Familia: Pro Familia Magazin ; Jg. 38, 2010, Nr. 2, S. 20-21. *DZI-2643z*

Wiegand, Torsten: „Bilder von der Liebe“: Sexual- und medienpädagogisches Filmprojekt mit Jugendlichen. - In: Pro

Familia: Pro Familia Magazin ; Jg. 38, 2010, Nr. 2, S. 24-25. *DZI-2643z*

7.03 Frauen

Bläass-Rafajlovski, Petra: Vertrauen aufzubauen ist das Schwerste: Die UN-Resolution 1325 im Praxistest am Beispiel Kosovo. - In: Frauenrat ; Jg. 59, 2010, Nr. 2, S. 7-9. *DZI-0504z*

Martyniuk, Urszula: „Willst du CS, TS oder Real?“ Sexuelle Erfahrungen von jungen Frauen im Internet als Probebühne. - In: Pro Familia: Pro Familia Magazin ; Jg. 38, 2010, Nr. 2, S. 17-19. *DZI-2643z*

Scheele, Michael: Behandlung und Betreuung von Frauen mit Frühgeburtsbestrebungen: Plädoyer für einen ganzheitlichen Ansatz. - In: Frühe Kindheit ; Jg. 13, 2010, Nr. 1, S. 17-19. *DZI-3047*

Seikowski, Kurt: Visualisierungsmöglichkeiten sexueller Phantasien: Kurt Seikowski über die neuen Aspekte in der Partnerschaft. - In: Pro Familia: Pro Familia Magazin ; Jg. 38, 2010, Nr. 2, S. 7-9. *DZI-2643z*

7.04 Ehe/Familie/ Partnerbeziehung

Bien, Walter: Armutsrisiko Trennung. - In: Deutsches Jugendinstitut München: DJI-Bulletin ; 2010, Nr. 1, S. 4-6. *DZI-3067*

Boehnke, Klaus: Welche Kinder wollen (später) Kinder? Eine quantitative Exploration der Entwicklung von Fertilitätsmotivation im Kindes- und Jugendalter. - In: ZSE ; Jg. 30, 2010, Nr. 2, S. 196-210. *DZI-3035*

Brisch, Karl-Heinz: Bindung und Frühgeburt. - In: Frühe Kindheit ; Jg. 13, 2010, Nr. 1, S. 25-28. *DZI-3047*

Burschel, Maria: Sorge um den Vater. - In: Deutsches Jugendinstitut München: DJI-Bulletin ; 2010, Nr. 1, S. 18-19. *DZI-3067*

Farmer, Elaine: What factors relate to good placement outcomes in kinship care? - In: The British Journal of Social Work ; Jg. 40, 2010, Nr. 2, S. 426-444. *DZI-2406*

Kuhn, Juliane: Forschungsprojekt Schizophrenie und Elternschaft: Coping in Familien mit schizophren erkrankten Eltern. - In: Jugendhilfe ; Jg. 48, 2010, Nr. 2, S. 76-80. *DZI-1188*

Lazar, Ross A.: „Parting is such sweet sorrow!“ – oder Scheiden tut weh...: Trennungen und Trennungsfälle von der Wiege bis zur Bahre. - In: Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie ; Jg. 41, 2010, Nr. 146, S. 189-205. *DZI-2486z*

Rücker, Stefan: Differenzielle Wirksamkeit der Jugendhilfe: Traditionelle und zerbrochene Familien im Vergleich. - In: Praxis der Kinderpsychologie und Kin-

derpsychiatrie ; Jg. 59, 2010, Nr. 4, S. 253-265. *DZI-0521*

Zeller-Steinbrich, Gisela: Wie geht es den Wunschkindern? Überlegungen zu individuellen und gesellschaftlichen Auswirkungen der Fertilitätstechnologie. - In: Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie ; Jg. 41, 2010, Nr. 146, S. 173-188. *DZI-2486z*

7.05 Migranten

Gericke, Naomi: Trotz steigender Ausbildungsbeteiligung ausländische Jugendliche nach wie vor unterrepräsentiert. - In: Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis ; Jg. 39, 2010, Nr. 3, S. 4-5. *DZI-2660z*

7.07 Straffällige / Straftatlassene

Kemper, Andrea: Erfolgreiches Krisenmanagement für die Entziehungsanstalt? Eine erste Bilanz zu den Auswirkungen der Maßregelrechtsreform 2007. - In: Recht & Psychiatrie ; Jg. 28, 2010, Nr. 2, S. 81-87. *DZI-2943*

König, Andrej: Der Nutzen standardisierter Risikoprognoseinstrumente für Einzelfallentscheidungen in der forensischen Praxis. - In: Recht & Psychiatrie ; Jg. 28, 2010, Nr. 2, S. 67-73. *DZI-2943*

7.08 Weitere Zielgruppen

Heitmann, Monika: Es gibt ein Leben jenseits des Ghettos. - In: neue caritas ; Jg. 111, 2010, Nr. 5, S. 25-27. *DZI-0015z*

7.10 Behinderte / kranke Menschen

Aderhold, Volkmar: Neuroleptika zwischen Nutzen und Schaden. - In: Betreuungsrechtliche Praxis ; Jg. 19, 2010, Nr. 2, S. 58-62. *DZI-3018*

Bochow, Michael: AIDS-Prävention: Erfolgsgeschichte mit offenem Ausgang. - In: Aus Politik und Zeitgeschichte ; 2010, Nr. 15-16, S. 41-46. *DZI-3059*

Borowski, Dietmar: Leitlinie zu Aufmerksamkeits- und Hyperaktivitätsstörungen. - In: Analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapie ; Jg. 41, 2010, Nr. 146, S. 238-274. *DZI-2486z*

Bühler, Christian: Mehr Wissen – mehr Teilhabe: Internetportal zur Verbesserung der Informationsituation von mehrfachbehinderten hörgeschädigten Menschen. - In: Hörgeschädigtenpädagogik ; Jg. 64, 2010, Nr. 2, S. 50-60. *DZI-1542*

Mueller, Astrid: Zwanghaftes Horten: Eine Literaturübersicht. - In: Psychiatrische Praxis ; Jg. 37, 2010, Nr. 4, S. 167-174. *DZI-2574*

Wöckel, Lars: Psychopharmakotherapie verbessert das psychosoziale Funktionsniveau bei adoleszenten Patienten mit Borderline-Persönlichkeitsstörung. -

In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie ; Jg. 59, 2010, Nr. 4, S. 282-301. *DZI-0521*

Woldt, Lea: Psychiatrische Störungen bei Eltern essgestörter Patientinnen. - In: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie ; Jg. 59, 2010, Nr. 4, S. 302-313. *DZI-0521*

7.11 Abhängige / Süchtige

Frick, Ulrich: Heroingestützte Behandlung in der Schweiz im Langzeitverlauf 1994-2007: Einflussfaktoren auf den Behandlungserfolg. - In: Psychiatrische Praxis ; Jg. 37, 2010, Nr. 4, S. 175-182. *DZI-2574*

7.13 Alte Menschen

Hafford-Letchfield, Trish: The age of opportunity? Revisiting assumptions about the life-long learning opportunities of older people using social care services. - In: The British Journal of Social Work ; Jg. 40, 2010, Nr. 2, S. 496-512. *DZI-2406*

Meißner, Bernd: Die Anwendung von Psychopharmaka im Alter – ein therapeutisches Dilemma (!). - In: Betreuungsrechtliche Praxis ; Jg. 19, 2010, Nr. 2, S. 66-69. *DZI-3018*

8.02 Länder / Gebietsbezeichnungen

Klaffke, Henning: Entwicklung und Anwendung von „Advanced Occupational Standards“ im Sultanat Oman. - In: Berufsbildung in Wissenschaft und Praxis ; Jg. 39, 2010, Nr. 3, S. 45-48. *DZI-2660z*

Mader, Silke: Brauchen Früh- und Neugeborene mehr Unterstützung in Europa? Die European Foundation for the Care of Newborn Infants (EFCNI). - In: Frühe Kindheit ; Jg. 13, 2010, Nr. 1, S. 38-39. *DZI-3047*

Rogg, Gertrud: In Mali ist ein Ausbildungsplatz ein hohes Gut. - In: neue caritas ; Jg. 111, 2010, Nr. 8, S. 21-22. *DZI-0015z*

Treiber, Ines: Kamobdscha – glücklich sein und glücklich machen. - In: Welt des Kindes ; Jg. 88, 2010, Nr. 3, S. 29-31. *DZI-3046*

Vogelsberger, Manfred: Praxis lernt von Praxis (3): Konsultationskits in Sachsen. - In: Kindergarten heute ; 2010, Nr. 4, S. 32-33. *DZI-3048*

Die Zeitschriftenbibliographie ist ein aktueller Ausschnitt unserer monatlichen Literaturdokumentation. Die Bibliothek des DZI kann Ihnen die ausgewiesenen Artikel zur Verfügung stellen.

Telefon 030/83 90 01-13

Fax 030/831 47 50

E-Mail bibliothek@dzi.de

Methodenlehre in der Sozialen Arbeit. Hrsg. Dieter Krefth und C. Wolfgang Müller. Ernst Reinhardt Verlag. München 2010, 176 S., EUR 19,90 *DZI-D-9166*

Einleitend stellen die Herausgeber fest, dass Soziale Arbeit als Oberbegriff für Sozialarbeit und Sozialpädagogik anerkannt zu sein scheint. Das wäre in der Tat eine erfreuliche Annäherung hin zur Sozialarbeit (und damit international zu den gängigen Begriffen Social Work, Travail Social und Trabajo Social). Leider wird dieser Schritt zu einer gemeinsamen Mitte schnell wieder relativiert, wenn in einigen Beiträgen die alten Begriffe ständig weiterhin auftauchen. Das Dilemma um eine berufliche Zentrierung spiegelt auch das zahlenmäßige Verhältnis der Autorinnen und Autoren bezüglich der Abschlüsse als graduierte Berufsvertreterinnen und der Fachwissenschaftler wider. Außerdem fällt das Ungleichgewicht hinsichtlich der Genderfrage auf. Das Handlungsmodell ist in diesem Buch neu definiert oder zumindest neu entworfen worden: In Konzepte, Methoden, Verfahren und Techniken. Damit liegen wir zwar nicht im angelsächsischen Trend, wo es diese Differenzierung nach meiner Erfahrung in dieser Form nicht gibt. Aber zumindest liegt hier endlich ein – im wahrsten Sinne des Wortes – verbindlicher Orientierungs- oder Ordnungsrahmen für die bisher weit auseinander strebende Handlungslehre vor. Das besonders Erfreuliche dabei: Es geht eher wieder ein Stückchen zurück zu den Wurzeln – back to the roots – als eine klare Rückbesinnung auf die zwar kontrovers diskutierten, aber lang bewährten klassischen Methoden der Sozialen Arbeit. Ein integriertes Praxis- und Handlungsmodell für die Arbeit mit Einzelnen und Familien, mit überschaubaren Gruppen und strukturell im Gemeinwesen, also im sozialräumlichen Zusammenhang, bleibt und wird wieder sinnvoll, da es sich sowohl auf den originär sozialarbeiterischen Berufsvollzügen, wie aus den curricularen Diskussionen der Berufsgruppe eher bewährt hatte als der ausufernde Wildwuchs immer wieder neuer Handlungsanleitungen. Nach dieser neuen Klassifizierung werden von den erfahrenen Autorinnen und Autoren eine ganze Reihe von Verfahren und Techniken mit ihren jeweiligen Hintergründen vorgestellt. Ich kann und will sie hier nicht alle aufzählen. Einige Zuordnungen zu dem Orientierungsrahmen müssen noch eingehender erläutert und diskutiert werden. Andere, sehr geschichtsträchtige und auch weiterhin wachsende Bereiche, wie die Sozialpädagogische Familienhilfe als Weiterentwicklung der Familienfürsorge, sind leider nicht explizit aufgeführt, und ich vermisse auch Handlungsanleitungen für den multi-kulturellen und internationalen Bereich. Dafür aber erscheinen hier neuere Verfahren wie Mediation und die ganzheitlich orientierte Erlebnispädagogik. Erfreulich ist ebenfalls, dass die Herausgeber auf die durch den Deutschen Berufsverband für Soziale Arbeit (www.dbsb.de) erarbeiteten Schlüsselkompetenzen eingehen. Ich frage mich allerdings, was genau und wieviel den Autoren und Autorinnen über die Bemühungen zur Professionalisierung und Berufspolitik tat-

sächlich bekannt ist. An Berufsordnungen, ethischen Prinzipien, Grundsatzprogrammen, Definitionen (zum Beispiel der Sozialen Arbeit) und anderen Positionspapieren wird nicht nur seit Jahrzehnten gearbeitet, sondern sie sind über die International Federation of Social Workers (www.ifsw.org) beschlossene Sache und verbindlich für die Mitgliedsorganisationen und ihre nahezu 500 000 Angehörigen. Ich empfehle dieses Buch gerne; denn vor allem mit der Rückbesinnung auf die geschichtlichen Fragen und auf die klassischen Methoden ist dieses Buch ein wichtiger Schritt „zurück in eine Zukunft“. Möge es auch einer zu unserer eigenen Mitte werden!

Joachim Wieler

Frankfurter Kommentar zum SGB VIII: Kinder- und Jugendhilfe. 6., vollständig überarbeitete Auflage. Hrsg. Johannes Münder und andere. Nomos Verlagsgesellschaft. Baden-Baden 2009, 870 S., EUR 59,– *DZI-D-9003*

In den letzten beiden Jahren gab es verschiedene Änderungen im Sozialgesetzbuch (SGB) VIII, wie zum Beispiel das Kinderförderungsgesetz und das Gesetz zur Erleichterung familiengerichtlicher Maßnahmen, die in diese überarbeitete Auflage des Frankfurter Kommentars aufgenommen wurden. Ausgangspunkt ist der Gesetzesstand vom September 2009. Insgesamt zehn Kapitel erläutern die geltenden Bestimmungen des Kinder- und Jugendhilfegesetzes aus rechtlicher und sozialpädagogischer Sicht für Lehre, Praxis und Jurisdiktion. Aufgrund des wachsenden Interesses am Datenschutz wurde der entsprechende Abschnitt neu konzipiert. Darüber hinaus umfasst die Darstellung die Zuständigkeiten einzelner Sozialleistungsträger und die bisherige Rechtsprechung bezüglich der Neufassung der Kostenbeteiligung und der Einführung der Vorschrift zur Steuerungsverantwortung des Jugendamtes. Im Vorspann findet sich ein ausführliches Literaturverzeichnis. Die Verbindung von Fragen der Gesetzesauslegung mit sozialwissenschaftlichen und sozialpädagogischen Erkenntnissen ermöglicht einen umfassenden Einblick in die theoretischen und juristischen Grundlagen der Kinder- und Jugendhilfe.

Systemtheoretische Grundlagen Sozialer Arbeit. Von Helmut Lammers. Verlag Barbara Budrich. Opladen 2010, 216 S., EUR 16,90 *DZI-D-9048*

Mit Luhmanns Theorie Sozialer Systeme liegt ein komplexer Analyserahmen zur Frage der Entstehung sozialer Ordnung vor, dessen Relevanz für die Soziale Arbeit in diesem Lehrbuch aufgezeigt wird. Nach einer kurzen Darstellung der Biographie Niklas Luhmanns beschreibt der Autor die Rezeption der Systemtheorie, den Konstruktivismus als deren Hintergrund, das Wissenschaftsverständnis Luhmanns mit Blick auf Begriffe wie Realität, Erkenntnis und Wahrheit sowie grundlegende Annahmen seiner Sozialtheorie. Erläutert werden insbesondere sein Menschenbild und seine Sicht der Kommunikation, der Komplexität und der Sozialen Systeme. Darüber hinaus betrachtet der Autor den Gegenstandsbereich der Sozialen Arbeit aus systemtheoretischer Perspektive, wobei vor allem die Vermeidung von Exklusion und das Doppelmandat von Hilfe und Kontrolle im Vordergrund stehe. Auch die gesellschaftliche Reichweite der Sozialen Arbeit und die Funktion der Systemtheorie für deren Theorie- und Praxisentwicklung werden in die Untersuchung mit einbezogen. Ein Glossar mit Fachtermini und Vertiefungskommentare zu zentralen Begriffen erleich-

tern den Zugang für Studierende der Sozialen Arbeit, die sich für den thematisierten Ansatz interessieren.

Erziehungsrecht und Familie. Der Wandel familialer Leitbilder im privaten und öffentlichen Recht seit 1900. Von Thomas Marthaler. Juventa Verlag, Weinheim 2009, 262 S., EUR 24,– *DZI-D-9002*

Die Wechselbeziehung zwischen den sich wandelnden Familienformen und Erziehungsstilen und den Veränderungsdynamiken des Erziehungsrechts fand in der Forschung bisher nur wenig Beachtung. Um diesem Manko abzuhelfen wird in dieser Studie mit dem Begriff des Familienleitbilds eine Untersuchungskategorie entwickelt, die zwischen dem Rechtssystem, dem Jugendhilfesystem und der Lebenswelt von Familien liegt und diese drei Ebenen miteinander verbindet. Ausgehend von den Vorgaben des Bürgerlichen Gesetzbuches und weiterer relevanter Gesetzestexte untersucht der Autor die Familienleitbilder in der Wilhelminischen Ära von 1900 bis 1914, in der Weimarer Republik und in der Bundesrepublik Deutschland. In Form eines Exkurses werden die Gesetzesänderungen und die Sozialisationsbedingungen während des Nationalsozialismus gestreift. Die so entstandene Analyse der rechtlichen Regulierung öffentlicher und familialer Erziehung leistet einen Beitrag zur Theoriebildung in der Sozialen Arbeit und wendet sich vor allem an wissenschaftlich interessierte Fachkräfte der Jugendhilfe.

Klinische Sozialarbeit. Hrsg. Silke Gahleitner und Gernot Hahn. Psychiatrie-Verlag, Bonn 2009, 304 S., EUR 29,95 *DZI-D-8993*

Die im Gegensatz zur nordamerikanischen Clinical Social Work in Deutschland noch relativ junge Disziplin der Klinischen Sozialarbeit bezeichnet einen Teilbereich der Sozialen Arbeit, der sich an Menschen mit einer Erkrankung wendet. Dieser zweite Band der Reihe „Beiträge zur psychosozialen Praxis und Forschung“ befasst sich mit übergreifenden Aspekten der Forschung in diesem Bereich und stellt einzelne Ansätze und Projekte für spezifische Zielgruppen vor, wie zum Beispiel Kinder und Jugendliche sowie straffällige, suchtabhängige oder psychisch kranke Menschen. Beschrieben werden auch Evaluationen verschiedener Initiativen und Angebote. Die Dokumentation möchte Anreize setzen, die jeweiligen Methoden und Fragestellungen auf die eigene Praxis zu lenken und versteht sich als Anregung zum fachlichen Austausch und zur vertieften Auseinandersetzung mit den dargestellten Themen.

Die Organisation in Supervision und Coaching. Hrsg. Astrid Schreyögg und Christoph Schmidt-Lellek. VS Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden 2010, 248 S., EUR 39,95 *DZI-D-9004*

Aufgrund der zunehmenden Bedeutung des institutionellen Kontextes für Beratungsprozesse im Rahmen von Coaching und Supervision entsteht für die jeweiligen Fachkräfte die Anforderung, neben den einzelnen Personen auch die Organisationen, in denen diese tätig sind, möglichst facettenreich in den Blick zu nehmen. Die in diesem Band versammelten Texte geben konzeptionelle und praktische Anregungen zur Auseinandersetzung mit dieser Aufgabe. Vorgestellt werden Ansätze der Pfadforschung, Erfahrungen zum Aufbau und zur Steuerung von Netzwerken externer Coaches, Überlegungen zur Bedeutung von Kreati-

vität und Vertrauen sowie spezifische Arbeitsfelder wie zum Beispiel das Management virtueller Teams, das Coaching von Führungskräften in Teilzeit und die Teamsupervision. Die theoretischen Beiträge werden ergänzt durch Fallbeispiele aus verschiedenen Settings.

Amnesty International Report 2008. Zur weltweiten Lage der Menschenrechte. Fischer Verlag, Frankfurt am Main 2008, 493 S., EUR 14,90 *DZI-D-9007*

Anlässlich des 60-jährigen Jubiläums der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte beschreibt dieser Bericht der Organisation Amnesty International die Menschenrechtssituation in den Großregionen Amerika, Europa und Zentralasien, Asien und Pazifik, Afrika, Naher Osten und Nordafrika und in 150 einzelnen Ländern der Welt. Betrachtet werden unter anderem der Krieg gegen den Terror, die Situation von Flüchtlingen und Asylsuchenden, Gewalt gegen Frauen, Menschenhandel, Folter, Rassismus, die Anwendung der Todesstrafe, das Recht auf freie Meinungsäußerung, Fälle von „Verschwindenlassen“, die Unterdrückung religiöser Gruppen und die Diskriminierung indigener Völker. Die Publikation versteht sich als ein Appell an die Weltöffentlichkeit, Menschenrechtsverletzungen aktiv entgegenzutreten und ist den mutigen Männern und Frauen gewidmet, die sich tagtäglich für die Verwirklichung der Menschenrechte engagieren.

Das Tandem-Prinzip. Mentoring für Kinder und Jugendliche. Von Beate Ramm. edition Körber-Stiftung, Hamburg 2009, 253 S., EUR 16,– *DZI-D-9005*

Das auf die griechische Antike zurückgehende Konzept des Mentoring bezeichnet die Begleitung junger Menschen durch Erwachsene, die durch die Weitergabe ihres Erfahrungswissens einen Beitrag zu deren Persönlichkeitsentwicklung leisten. Anknüpfend an Modelle für Berufseinstiegende zielen immer mehr Mentoringprojekte darauf ab, den schulischen Erfolg zu fördern und den Übergang in Ausbildung oder Studium zu erleichtern. Wie amerikanische Studien zeigen, kann Mentoring auch als Präventivmaßnahme gegen Sucht und Kriminalität eingesetzt werden. Dieses Buch beschreibt internationale Mentoringprojekte wie zum Beispiel die bereits im Jahr 1904 in New York gegründeten Big Brothers Big Sisters, die inzwischen in mehr als zehn Ländern tätig sind, oder die Organisation Perach in Israel. Darüber hinaus erläutert die Autorin einige Studien und Evaluationen und gibt einen Überblick über entsprechende Initiativen für Kinder und Jugendliche in Deutschland. Das Buch wendet sich an Lehramtsstudierende sowie Fachkräfte der Pädagogik und Jugendarbeit.

Spenden und Sammeln. Der westdeutsche Spendenmarkt bis in die 1980er-Jahre. Von Gabriele Lingelbach. Wallstein Verlag, Göttingen 2009, 496 S., EUR 46,– *DZI-D-9787*

Obwohl sich das Spendenwesen in Deutschland in den letzten Jahrzehnten zu einem bedeutsamen Wirtschaftszweig entwickelt hat, genießt es in der Geschichtswissenschaft bisher nur wenig Aufmerksamkeit. Zwar ist die Wohltätigkeit im 19. und frühen 20. Jahrhundert umfassend erforscht, doch Studien zu der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg beschränken sich zumeist auf den Wohlfahrtsstaat. Diese Lücke schließt die hier in gekürzter Form vorliegende Habilitationsschrift. Nach einem Rückblick auf das philanthropische Handeln vom 19. Jahrhundert bis zur unmittel-

baren Nachkriegszeit in Deutschland analysiert die Autorin den Spendensektor von den späten 1940er-Jahren bis in die frühen 1980er-Jahre. Dabei fragt sie, wie die Gelder eingeworben wurden, welche sozialen Gruppen besonders großzügig waren und welche Motivationen Erwägung fanden. Im Mittelpunkt stehen die kleinen Spenden, wie sie bei Haus- oder Straßensammlungen, der Kollekte oder mittels Überweisung geleistet wurden. Betrachtet werden auch die Ziele und Marketingmethoden der sammelnden Organisationen und die Einflussnahme von Staat, Kirchen und Medien auf das Spendenverhalten. Die Entfaltung des Spendenmarktes erweist sich insgesamt als eng verknüpft mit den jeweils beobachtbaren Prozessen des gesellschaftlichen Wandels.

Nimm den Tod persönlich. Praktische Anregungen für einen individuellen Abschied. Von Fritz Roth und Georg Schwikart. Gütersloher Verlagshaus. Gütersloh 2009, 189 S., EUR 14,95 *DZI-D-9008*

Was ist zu tun, wenn ein nahestehender Mensch gestorben ist? Wie lässt sich die Zeit zwischen Tod und Beerdigung individuell und sinnvoll gestalten? Dieser Ratgeber unterbreitet vielfältige Ideen. Sämtliche Formalitäten und Zeremonien werden ausführlich erläutert: die Versorgung des Leichnams, das Texten und Versenden von Todesanzeige, Nachruf und Danksagung, die Fertigung von Sarg oder Urne und Grabmal sowie der Ablauf von Trauergottesdienst und Trauerfeier. Weitere Beiträge befassen sich mit Totenmasken, Trauerfloristik, Kondolenzbüchern, Trauerarbeit, Erinnerungsfeiern und der Kraft von Ritualen des Abschieds. Das Buch zeigt Formen einer kreativen Auseinandersetzung mit dem Verlust und beschreibt Möglichkeiten, wie die Erinnerung an die verstorbene Person lebendig bleibt.

Aspekte zur Konstruktion eines Menschenbildes für die Soziale Arbeit. Von Rolf Lyrer. VDM Verlag Dr. Müller. Saarbrücken 2008, 62 S., EUR 49,– *DZI-D-8978*

Die Beschäftigung mit dem eigenen Menschenbild ist eine wichtige Voraussetzung um professionelle Soziale Arbeit zu leisten, denn die entsprechenden Annahmen nehmen Einfluss auf das berufliche Handeln. Zu Beginn dieser Studie steht ein Überblick über die historische Entwicklung von Menschenbildern in der Philosophie, wobei unter anderem die Ansätze von René Descartes, Thomas Hobbes, Jean-Jacques Rousseau und Immanuel Kant vorgestellt werden. Auf dieser Grundlage betrachtet der Autor anthropologische und psychologische Fragen um das Wesen des Menschen, seine Willensfreiheit und mögliche immaterielle Persönlichkeitsanteile, ergänzt durch eine Darstellung von Grundzügen eines reflektierten Menschenbildes und dessen Stellenwert für die Soziale Arbeit. Das Buch soll in erster Linie soziale arbeitende Personen ansprechen, die sich mit ihrem Menschenbild vertiefter auseinandersetzen wollen.

Frühe Hilfen und Datenschutz. Von Johannes Munder und Angela Smessaert. Waxmann Verlag. Münster 2009, 121 S., EUR 16,90 *DZI-D-9041*

Durch die Einrichtung sozialer Frühwarnsysteme oder Früher Hilfen in den Kommunen werden Kooperationsstrukturen geschaffen, die es ermöglichen, Gefährdungen von Kindern rechtzeitig wahrzunehmen und disziplinübergrei-

fend zu reagieren. Im Hinblick auf die dafür nötige Weitergabe von Informationen gelten für die Kommunikation zwischen den einzelnen Leistungs- und Hilfeanbietern strenge gesetzliche Vorschriften. Dieses Buch beschreibt neben den Grundlagen des Datenschutzes und den allgemeinen Regelungen des Bundesdatenschutzgesetzes die geltenden Bestimmungen für die Bereiche Kinder- und Jugendhilfe, Gesundheitswesen und Schule. Die Umsetzung der Rechtsvorgaben wird anhand laufender Projekte dargestellt, wie zum Beispiel amtlichen Begrüßungsbesuchen nach der Geburt eines Kindes, dem Screening von Risikofaktoren mittels Beobachtungsbögen oder der in Duisburg eingerichteten Informationsdatei „Riskid“, die dazu dient, Misshandlungen auch bei häufigem Arztwechsel aufzudecken.

Berufliche Teilhabe für Menschen aus dem autistischen Spektrum (ASD). Von Frank Baumgartner und anderen. Edition S. Heidelberg 2009, 189 S., EUR 15,– *DZI-D-9043*

Der im Jahr 1911 von dem Schweizer Psychiater Eugen Bleuler geprägte Begriff „Autismus“ bezeichnet eine extreme Form der Selbstbezogenheit, die laut der gängigen Definition mit Beeinträchtigungen der Kommunikationsfähigkeit und der sozialen Interaktion verbunden ist. Um die Möglichkeiten der beruflichen Integration von jungen Menschen mit der genannten Diagnose zu untersuchen und zu erweitern, fanden in den Jahren 2003 bis 2008 im Auftrag des Bundesministeriums für Arbeit und Soziales zwei Modellprojekte im Berufsbildungswerk St. Franziskus in Bayern statt. Diese Publikation gibt Einblick in die gewonnenen Erkenntnisse und beschreibt darüber hinaus einige weitere nationale und internationale Studien zur beruflichen Teilhabe von als autistisch eingestuften Personen. Auf dieser Grundlage erfolgen eine Reihe von Empfehlungen zur Förderung und Rehabilitation. Da die Ausbildungsfähigkeit der betroffenen Jugendlichen außer Zweifel stehe, gelte es, die Entfaltung von deren Leistungspotenzialen durch die Schaffung geeigneter Rahmenbedingungen zu verbessern.

Die soziale Seite des Lernens. Positionsbestimmung von Schulsozialarbeit. Von Norbert Wieland. VS Verlag für Sozialwissenschaften. Wiesbaden 2010, 194 S., EUR 19,95 *DZI-D-9050*

Vor dem Hintergrund der zunehmenden Gewalt an Schulen und der schlechten Bewertung des deutschen Schulsystems im internationalen Vergleich hat sich der öffentliche Diskurs über die Organisation Schule und deren Leistungsfähigkeit in den letzten 15 Jahren intensiviert, wobei der Schulsozialarbeit als Strategie der Problembewältigung nach langer Pause wieder eine höhere Relevanz beigemessen wird. Ausgehend von den Erfahrungen aus einem Kooperationsmodell zwischen Schule und Jugendhilfe im Südviertel Münsters beschreibt dieses Buch die soziale Seite des Lernens, womit vor allem die lernbezogenen Interaktionen innerhalb und außerhalb des Unterrichts gemeint sind, die den Schulerfolg unterstützen. Nach einer Darstellung verschiedener Lerntheorien betrachtet der Autor die Bedeutung familialer und peer-spezifischer Lernumwelten sowie subjektiver Motivationen und bezieht die jeweils gewonnenen Erkenntnisse auf den schulischen Kontext.

Sexuelle Gewalt gegen Kinder. Information & Prävention. Hrsg. Patrick Schoden. Lit Verlag. Berlin 2008, 135 S., EUR 14,90 *DZI-D-9049*

Die Buchreihe „Geschlecht – Gewalt – Gesellschaft“ befasst sich mit den vielfältigen Facetten von Gewalt und mit den gesellschaftlichen und strukturellen Bedingungen, die deren Entstehung begünstigen. Dieser Sammelband versteht sich als Einführung in das Problemfeld der sexuellen Gewalt gegen Kinder. Bei den Beiträgen handelt es sich um Vorträge von Mitarbeitenden im Beirat zur Betreuung eines Kinderschutzportals der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster, ergänzt durch Abhandlungen zu grundlegenden Fragen. Thematisiert werden unter anderem die Möglichkeiten, Traumatisierungen zu erkennen, Ansätze der Präventionsarbeit, rechtliche Aspekte, verschiedene Täterprofile sowie anonyme Beratungsmöglichkeiten im Internet und die Darstellung der sexuellen Gewalt in literarischen Werken für Kinder und Jugendliche. Das Buch möchte pädagogischen Fachkräften und anderen Erwachsenen Mut machen, sich für den Schutz und die Stärkung von Mädchen und Jungen einzusetzen.

Sozialpsychologie. 3., aktualisierte Auflage. Von Johanna Hartung. Verlag W. Kohlhammer. Stuttgart 2010, 224 S., EUR 19,90 *DZI-D-9044*

Die in ihrer modernen Form zu Anfang des 20. Jahrhunderts im Wesentlichen von William McDougall und Edward Alsworth Ross entwickelte Sozialpsychologie befasst sich als Teildisziplin der Psychologie mit den Wechselwirkungen zwischen gesellschaftlichem Kontext und individuellem Verhalten. Zu den Forschungsinteressen gehören beispielsweise die Bereiche Sozialisation, Konformität und Rollenverhalten, die Genese von Meinungen, die Internalisierung von Normen sowie Entstehung und Wirkungsweise von Vorurteilen und Stereotypen. Dieses Lehrbuch informiert über ein breites Spektrum des Fachgebiets und zeigt anhand zahlreicher Fallbeispiele die Anwendung der theoretischen Inhalte. Vorgestellt werden neben empirischen Verfahren ausgewählte Themenfelder wie Wahrnehmung und Attribution, Einstellungen, Kommunikation, Gruppenverhalten, Fremdenfeindlichkeit, Aggressionprävention und prosoziales Handeln. Das Buch wendet sich als Einführung an Lehrende, Studierende und Fachkräfte der Sozialen Arbeit und vermittelt diesen Anregungen für die interdisziplinäre Zusammenarbeit, die berufliche Praxis und deren Evaluation.

Impressum

Herausgeber: Deutsches Zentralinstitut für soziale Fragen und Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales des Landes Berlin

Redaktion: Burkhard Wilke (verantwortlich) Tel.: 030/83 90 01-11, Christian Gedschold Tel.: 030/83 90 01-37, E-Mail: gedschold@dzi.de, Hartmut Herb, Heidi Koschwitz, Carola Schuler (alle DZI), unter Mitwirkung von Prof. Dr. Horst Seibert, Frankfurt am Main; Prof. Dr. Antonin Wagner, Zürich; Dr. Johannes Vorlauber, Wien

Redaktionsbeirat: Prof. Dr. Theda Borde (Alice Salomon Hochschule Berlin); Prof. Dr. Hans-Jochen Brauns, Berlin; Hartmut Brocke (Sozialpädagogisches Institut Berlin); Prof. Dr. Silke Gahleitner (Deutsche Gesellschaft für Soziale Arbeit e.V.); Sibylle Kraus (Deutsche Vereinigung für Sozialarbeit im Gesundheitswesen e.V.); Elke Krüger (Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband, LV Berlin e.V.); Prof. Dr. Christine Labonté-Roset, Berlin; Dr. Manfred Leve, Nürnberg; Manfred Omankowsky (Bürgermeister-Reuter-Stiftung); Prof. Dr. Peter Reinicke, Berlin; Helga Schneider-Schelte (Deutscher Berufsverband für Soziale Arbeit e.V.); Heiner Stocksclaeder (Senatsverwaltung für Integration, Arbeit und Soziales); Dr. Manfred Thuns (Caritasverband für das Erzbistum Berlin e.V.); Prof. Monika Treber (Katholische Hochschule für Sozialwesen Berlin); Dr. Peter Zeman (Deutsches Zentrum für Altersfragen)

Verlag/Redaktion: DZI, Bernadottestraße 94, 14195 Berlin, Tel.: 030/83 90 01-0, Fax: 030/831 47 50, Internet: www.dzi.de, E-Mail: verlag@dzi.de

Erscheinungsweise: 11-mal jährlich mit einer Doppelnummer. Bezugspreis pro Jahr EUR 61,50; Studentenabonnement EUR 46,50; Einzelheft EUR 6,50; Doppelheft EUR 10,80 (inkl. 7% MwSt. und Versandkosten, Inland) Die Kündigung eines Abonnements muss spätestens drei Monate vor Jahresende schriftlich erfolgen.

Die Redaktion identifiziert sich nicht in jedem Falle mit den abgedruckten Meinungen. Namentlich gekennzeichnete Beiträge stellen die Meinung der Verfasserinnen und Verfasser dar, die auch die Verantwortung für den Inhalt tragen. Für unverlangt eingesandte Manuskripte wird keine Haftung übernommen. Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck und Vervielfältigung, auch auszugsweise, müssen schriftlich vom Verlag genehmigt werden.

Layout/Satz: GrafikBüro, Stresemannstraße 27, 10963 Berlin
Druck: Büropa Offsetdruck, Helmholtzstraße 2-9, 10587 Berlin

ISSN 0490-1606